

ZÜRCHER
JOURNALISTENPREIS

1990

ZÜRCHER JOURNALISTENPREIS

EHRENTAFEL DER BISHERIGEN PREISTRÄGER

1981	Hugo Bütler Peter Frey Urs P. Gasche
1982	Caroline Ratz Jonh Häberli Wilfried Maurer Hans Moser Edmund Ziegler
1983	Andreas Kohlschütter Gisela Blau Gottlieb F. Höpli Peter Meier
1984	Dieter Bachmann Georg Gerster Anna-Christina Gabathuler
1985	Margrit Sprecher Herbert Cerutti Arthur K. Vogel
1986	Markus Mäder Verena Eggmann Hans Caprez Klaus Vieli Benedikt Loderer
1987	Christian Speich Jürg Frischknecht Martin Born
1988	Werner Catrina Barbara Vomarburg Christoph Neidhart
1989	Beat Allenbach Hansjörg Utz Rolf Wespe Alois Bischof Niklaus Meienberg Jürg Rohrer

ZÜRCHER JOURNALISTENPREIS

EHRENTAFEL DER BISHERIGEN PREISTRÄGER

1990

Ursula Binggeli
Colomba Feuerstein
Urs Haldimann
Toni Lanzendörfer
Josef Rennhard
Al Imfeld
Stefan Keller
Hedi Wyss
Hanspeter Bundi

DER ZÜRCHER JOURNALISTENPREIS 1990

wird

URSULA BINGGELI
COLOMBA FEUERSTEIN
URS HALDIMANN
TONI LANZENDÖRFER
JOSEF RENNARD

für ihre Artikel

GESUCHT: DER PERFEKTE MENSCH

erschienen im Sonderdruck: Gen- und Fortpflanzungstechnologie
des Schweiz. Beobachters

verliehen.

Zürich, 11. Mai 1990

DIE JURY

Werner Weber

(Prof. Dr. Werner Weber)

Peter Frey

(Dr. Peter Frey)

Adolf Muschg

(Prof. Dr. Adolf Muschg)

Walter Stutzer

(Dr. Walter Stutzer)

Margit Weinberg-Staber

(Margit Weinberg-Staber)

LAUDATIO

für die Arbeit "Gesucht: Der perfekte Mensch" von Ursula Binggeli, Colomba Feuerstein, Urs Haldimann, Toni Lanzendörfer und Josef Rennhard, erschienen als Sonderdruck: "Gen- und Fortpflanzungstechnologie" des schweizerischen Beobachters.

Die Jury des Zürcher Journalistenpreises hat die Serie "Gen- und Fortpflanzungstechnologie", die im Beobachter erschien, einer speziellen Auszeichnung für würdig erachtet. Im Gegensatz zu den zahlreichen übrigen Problemen, mit denen die Menschheit im zusehenden und im kommenden Jahrhundert zu tun hat, ist die Gentechnologie ein von Menschengestalt und Menschenhand geschaffenes, ein geplantes, von dem allerdings niemand mit Sicherheit weiss, welche Konsequenzen es auf die Arten und die Individuen haben wird.

Was und wer da alles mitspielt in dieser neuen Technologie, das haben die Autoren der Serie zusammengetragen, zum Teil neu und gut recherchiert und trotz allen didaktischen Erschwernissen lesegerichtet dargestellt.

Die Journalisten waren beim Vorstellen der verschiedenen Techniken und Anwendungsgebiete der Genveränderungen nie einseitig meinungsbildend; obwohl ihre Tendenz als ziemlich kritisch und skeptisch beurteilt werden kann, hüteten sich die Autoren vor Schwarzmalerei. Sie verbergen zwar keineswegs ihre Angst vor möglichen desaströsen Folgen jener Techniken, sie stellen sie aber auch nicht als unausweichlich dar. Ihr Anliegen ist vielmehr die gesetzliche Einbindung der Manipulationen an den Genen, jenen Molekülen, die jedem Lebewesen die Bau- und Funktionsanleitungen übermitteln. Die Gesetzgebung soll verhindern, dass die Natur infolge Unvorsichtigkeit oder wissenschaftlicher Hybris irreparabel aus den Fugen gerät.

Von den fünf Mitarbeitern des "Beobachters", die diese Artikelserie einreichten, haben drei mit Worten und zwei mit Zeichnungen gearbeitet. Ohne diese Kooperation zwischen Textern/innen und Grafiker/innen wäre es kaum gelungen, die höchst komplexe Natur der Gentechnologie so anschaulich darzustellen, wie es das "Beobachter"-Team getan hat.

DER ZÜRCHER JOURNALISTENPREIS 1990

wird

HERRN AL IMPELO

für seinen Artikel

MAGIE UND MACHT DES MAGGI-WÜRFELS

erschienen in der Wochenzeitung vom 29.9.89

verliehen.

Zürich, 11. Mai 1990

DIE JURY

Werner Weber

(Prof. Dr. Werner Weber)

Peter Frey

(Dr. Peter Frey)

Adolf Muschg

(Prof. Dr. Adolf Muschg)

Walter Stutzer

(Dr. Walter Stutzer)

Margit Weinberg-Staber

(Margit Weinberg-Staber)

L A U D A T I O

für die Arbeit von Al Imfeld "Magie und Macht des Maggi-Würfels" erschienen in der Wochenzeitung vom 29. September 1989.

Al Imfeld ist der Karriere eines europäischen Würzekonzentrats im afrikanischen Dorf nachgegangen. Bei uns entstanden als Entwicklungssymbol einer bäuerlichen zur emanzipierten Küche, taucht der Maggi-Würfel bei den Afrikanern in vergleichbarer Funktion 200 Jahr später wieder auf: nur hat sich das Symbol jetzt mit unkalkulierbarem Gehalt aufgeladen. Es steht ebenso für das exotische Andere der modernen Warenwirtschaft wie für das Eigene des selbsterworbenen Zaubers. Hier die Vielseitigkeit des Fetische; dort die Verlegenheit der Food-Technologie angesichts der unverhofften Tragweite ihres schon als altväterisch betrachteten Produkts: Al Imfelds brilliant collagierte Reportage holt aus dem Kontrast der Symbole ein Optimum von sinnlich konkreter Beschreibung, strukturellem Witz und kulturgeschichtlicher Einsicht heraus.

Adolf Muschg

DER ZÜRCHER JOURNALISTENPREIS 1990

wird

HERRN STEFAN KELLER

für seinen Artikel

MARIA THERESIA WILHELM: SPURLOS VERSCHWUNDEN.

erschienen in der Wochenzeitung vom 6.10.-3.11.89

verliehen.

Zürich, 11. Mai 1990

DIE JURY

Werner Weber

(Prof. Dr. Werner Weber)

Peter Frey

(Dr. Peter Frey)

Adolf Muschg

(Prof. Dr. Adolf Muschg)

Walter Stutzer
(Dr. Walter Stutzer)

Margit Weinberg-Staber
(Margit Weinberg-Staber)

**Maria Theresia Wilhelm:
Spurlos verschwunden.**



**Eine Familie-, Heimat-
und Fürsorgeserie aus
dem St. Galler Rheintal**

WoZ
EINE WOCHENSCHRIFT
WOZ / POSTSTRASSE 1 / 8000 ZÜRICH
WOZ / WAFFENPLATZ 25/11, 9 / 8002 ZÜRICH
TELEFON: 01/201 12 00

Spurlos verschwunden

Maria Theresia Wilhelm, geschiedene Gantenbein, Geboren am 6. 2. 1911 in Klaus, Vorarlberg. Verschwunden am 20. 7. 1960 in Grabs, Kanton St. Gallen, Schweiz. – Das ist lange her, Ihr Vormund hat sie damals ein bisschen gesucht. Das Waisenamt von Grabs hat ihr Verschwinden protokollarisch erwähnt. Was ist sonst noch passiert? Wo ist sie hingegangen? Was war eigentlich los? Stimmt es, dass man sie verschwinden liess? Oder lebt sie vielleicht noch? Eine Leiche jedenfalls wurde nie gefunden. Können sich Leichen verstecken? Stimmt es, dass sie ihre Geschichte auspacken wollte, kurz bevor sie verschwand? Aber was hat so eine Frau schon für Geschichten auszupacken?

Maria Theresia Wilhelm hinterliess sieben Kinder, einige haben ihre Mutter nicht oft im Leben gesehen. Sie war die Exfrau des Grabser Bergbauern *Ulrich Gantenbein*, des legendären Sandbühlers, der die Polizisten immer narnte und aus allen Anstalten ausbrach. Vom Sandbühler erzählen die alten Bergler noch heute, man habe ihn oft zu Unrecht in die psychiatrische Klinik eingesperrt.

Warum hat man Maria Theresia Wilhelm so lange in die Klinik eingeschlossen? Warum hat man den beiden ihre Kinder weggenommen

und als Verdingbuben zu anderen Bauern verschachtet? Was ist ge-



Maria Theresia Wilhelm

schehen. Wo ist Frau Wilhelm?

Eine Familien-, Heimat- und Fürsorgeserie aus dem St. Galler Rheintal.

«Sie hätte ja nicht zu kommen brauchen»

Im Sommer 1972 reiste der abgemusterte Seemann David Gantenbein aus Hamburg mit seiner Freundin durch die Schweiz. Sie campierten in der Gemeinde Grabs/SG, und Gantenbein ging auf das Rathaus, um sich nach seiner Familie zu erkundigen. Am gleichen Tag lernte er den ersten seiner Brüder kennen. Gut fünf Jahre später, bei der Beerdigung des Vaters, hatte er alle Geschwister zumindest einmal gesehen. Mitte der achtziger Jahre kehrte David Gantenbein in die Schweiz zurück. Gemeinsam mit seinem Bruder Fred, zusammen mit Rechtsanwälten und dann mit der WoZ, fing er an, seine eigene Geschichte aus den Archiven und aus den Erinnerungen zu holen. Inzwischen ist vieles rekonstruiert. Nur ihre Mutter haben die Gantenbeins noch nicht gefunden.

Am 20. Juli 1960 ging die neunundvierzigjährige Maria Theresia Wilhelm, geschiedene Gantenbein, von Grabs im süntgallischen Rheintal nach Bachs, um ein Paar Schuhe zu kaufen. Es war ein ungewöhnlich kalter, harter Sommer, wahrscheinlich regnete es auch am 20. Juli. Frau Wilhelm ging zu Fuss, Bachs ist das Nachbardorf von Grabs, und als sie am Abend nicht zurückkehrte, wurde ihr Vormund verständigt, der aber vorläufig nichts unternahm.



Er habe gedacht, die Theres sei wieder beim Ueli, ihrem geschiedenen Mann, sagt der Vormund 29 Jahre später. Er habe den beiden einige Tage Zeit geben wollen, dann sei er selber hinauf gefahren zum «Heimet» von Ulrich Gantenbein, doch der Berghausen Hof «Sandbüchel» sei verlassen gewesen, das habe man sofort gemerkt, keine Spuren im Gras vor der Haustüre, auf dem «Sandbüchel» könne seit Wochen niemand gewohnt haben. Er sei deshalb wieder hinunter gefahren und habe das Verschwinden seines Mündels dem Polizisten Hanselmann gemeldet, sagt der Vormund Ulrich Zogg. Ihm sei das ja auch nicht gleichgültig gewesen, er habe die Theres sogar noch gesucht, sei mit dem Auto den Buchser- und den benachbarten Sevelerberg abgefahren, den Triesenberg drüben im Liechtensteinischen, obwohl es für diese Suche eigentlich keine Anhaltspunkte gab.

Ulrich Zogg führt in Grabs eine Versicherungsagentur. Die Vormundschaft über Theres Wilhelm hat er Mitte der fünfziger Jahre übernommen, d. h. er wurde von der Gemeinde Grabs einfach zum neuen Vormund von Frau Wilhelm bestimmt. Der Gemeinderat habe in solchen Dingen nie lange geflagt und gefackelt, sagt Herr Zogg, und man sei halt verpflichtet gewesen, das Amt anzunehmen. Eine Bezahlung gab es dafür nicht, aber es war ja auch wenig Aufwand, solange man keine Finanzen verwalten musste. Die Finanzen von Frau Wilhelm verwaltete der Gemeinderat bzw. das Waisenamt, für das der Gemeindeammann und der Gemeindefinanzschreiber stets die entscheidenden Briefe unterschrieben. Herr Zogg sagt, er sei eher ein Pro-forma-Vormund gewesen, Herr Zogg weiss nicht, was mit Theres Wilhelm los war und warum man sie vor ihrem Verschwinden jahrelang in die psychiatrische Klinik eingeschlossen hatte. Die vormaligen Einweisungsgründe sind ihm nicht bekannt, ihre Krankengeschichte hat er nie gelesen.

In seiner ganzen sechsjährigen Grabuer Dienstzeit, sagt der pensionierte Polizist Matthias Hanselmann, habe er keine einzige Anstaltsbehandlung mit Frau Wilhelm, geschiedene Gantenbein, vorgenommen. Und mit Sicherheit müsse er ausschliessen, dass für diese Frau zwischen 1958 und 1964 jemals eine Vermisstanzeige aufgegeben wurde. Ein verdammerter Tag sei es, wenn einige der Kinder von Theres Wilhelm heute behaupteten, er habe die Theres einmal verhaftet und dabei geschlagen. Man möchte doch in Grabs bitte ein Inserat publizieren, ob das jemand bezogen könne, dass er die Theres geschlagen oder verhaftet habe. Man möchte doch bitte auch einmal die Waisenamt-Akten von Frau Wilhelm studieren, ob dort etwas von einer Vermisstanzeige oder von ihm, dem Polizisten Hanselmann, drinstehe. Aber man müsse diese Akten dann schon persönlich auf dem Grabuer Rathaus einsehen,

sonst bestehe eventuell die Gefahr, dass vorher noch jemand «die Mäße hinwegnimmt».

Vielleicht sei es so gewesen, sagt Matthias Hanselmann: Der Vormund Ulrich Zogg sei zu ihm gekommen und habe berichtet, die Theres sei verschwunden. Er habe den Zogg jedoch auf das Waisenamt geschickt, denn ohne eine schriftliche Bezeugung des Waisenamtes wäre es nicht möglich gewesen, Frau Wilhelm polizeilich auszuschreiben. Allenfalls sei es so gewesen, sagt Matthias Hanselmann: Der Gemeindeammann, Martin Beusch, habe ihm erzählt, die Marie-Theres sei verschwunden. Er habe gefragt, ob man etwas unternehmen müs-

«... wird daran erinnert, dass diese Frauensperson nunmehr schon viele Wochen abgängig ist.»

se. Der Gemeindeammann habe jedoch gesagt, das sei nicht nötig, die tauche dann schon wieder auf. Als dritte Version sagt Matthias Hanselmann: Der Chef des Behindertenheims «Lukashaus», in dem die Gesuchte einige Wochen als Wäscherin gearbeitet hatte, habe ihr Verschwinden dem Gemeindefinanzschreiber Josef Birsch gemeldet. Birsch habe auf eine Vermisstanzeige jedoch verzichtet.

Im Waisenamtsprotokoll der Gemeinde Grabs heisst es mit Eintrag vom 11. Oktober 1960: «Die Vormundschaftsbehörde kommt an der heutigen Sitzung auf die Abwesenheit von Frau Wilhelm, gesch. Gantenbein, zu sprechen. Aus der Mitte der Behörde wird daran erinnert, dass diese Frauensperson ausserdem schon viele Wochen abgängig und seither unbekanntem Aufenthaltsort ist. Die Behörde beschliesst, es sei diese Frauensperson zur Ausforschung polizeilich auszuschreiben und suchen zu lassen. In dieser Angelegenheit soll Kontakt mit dem Vormund Zogg Ulrich, Verwalter, Kirchquai, Rüschgasse hergestellt werden.» - Ein polizeilicher Bericht über die Ausforschung der abgängigen Frauensperson Wilhelm existiert aber nirgends, weder auf dem Rathaus noch auf dem Polizeiposten Grabs, auch nicht auf dem Polizeikommando des Kantons St. Gallen. Überliefert ist hingegen die Aussage des längst verstorbenen Gemeindeammanns Martin Beusch, man habe natürlich nicht besonders viel Interesse daran gehabt, Frau Wilhelm wiederzufinden. Man habe bloss soviel gesucht, wie gesetzlich vorgeschrieben war. «Das wirst du ja verraten!», sagte Herr Beusch zu einem Siefsohn von Theres Wilhelm.

Es wurde auch erzählt, die Theres sei ins Kloster gegangen oder irgendwohin ins Ausland, wo sie vor der Gemeinde Grabs endlich Ruhe hatte. Es wurde erzählt, sie sei zurück nach Österreich, wo sie ursprünglich herkam. Es wurde auch erzählt, man habe sie verschwinden lassen, weil sie nach der Entlassung aus der Klinik ihre Geschichte endlich aussprechen wollte. Es wurde ferner kolportiert, sie habe mit der Drohung, diese Geschichte auszusprechen, erreichen wollen, dass man ihr wenigstens einige ihrer sieben Kinder zurückgab.

Es kann also sein, dass Frau Wilhelm noch lebt, im nächsten Februar würde sie neunundsechzig.



Zum Beispiel der Lastwagenschaffner Kurtur Stricker, aufgewachsen am Studerberg, Grabs, mag sich heute noch genau daran erinnern, wie

die zweite Frau des Ulrich Gantenbein zum ersten Mal aufgetaucht war. Sie kam von oben. Sie kam den Berg herunter. Sie kam nicht aus dem Dorf herauf zum «Sandbühel», sondern sie benutzte einen Fussweg vom Servolenberg her, und unterhalb des Strickerschen Anwesens rutschte sie aus und fiel der Länge nach in eine Gullenflure. Es war Mitte der dreissiger Jahre. Stinkend kam die Theres Wilhelm an, das wird nicht berichtet, aber man kann es sich vorstellen, stinkend und nass in ihren besseren Kleidern, eine schlanke, hochgewachsene Frau. Ein «rausiger Wirsbrot», wie man in Grabs gerne sagt, mit einem schönen Körper, und nur das Gesicht sei etwas «livid» gewesen, die Nase zu gross, eine eigenartige Adlemaße, der Blick vielleicht manchmal zu stechend, doch darüber ist man sich heute keineswegs einig, die Frauen finden das Gesicht eher «livid», die Männer hätte das weniger gestört. Eine Servientochter war sie, eine österreichische, aus dem Montafon oder jedenfalls aus dem Vorarlbergischen, und Gantenbein war doch verheiratet, fünf Kinder mit der zehn Jahre älteren Agathe Eggenberger, einer Cousine, auch sie eine «Leib», sagen wiederum die Frauen, Gantenbein aber, der Sandbühler, war so ein schöner Mann, ein frommer und stilliger, grosser und starker, hatte so viel Pech mit den Frauen: Wie das Elend dann seinen Lauf nahm. Sie wusste ja, dass er schon eine Familie besass.

Ulrich Gantenbein, geboren 1901, gestorben 1977. Als Sandbühler eine legendäre Gestalt.

-Er war wie der Wilhelm Tell. Er hat im falschen Jahrhundert gelebt.-

Fragen Sie jeden beliebigen alten Bergler zwischen Alpstein, Churfirsten und Alviergebiet. Oder fast jeden: Der Schwarze Mann vom Staberberg. Schwarz wegen der dunklen Haare, schwarz wegen der dunklen Sonnennacht, schwarz wegen der schwarzen Pellerine, in der er während Jahrzehnten durch die schwärzesten Nächte streifte, schwarz wegen dem vielleicht hand-schwarzen Gewissen und den vermuteten Unstirben und weil es doch diese Geschichte gibt von *Mirival Ivolin*. «Der Schwarze Tanner», die kürzlich im Fernsehen ausgestrahlt wurde. So einer war der Ueli, liebhaftig. «Schreiben Sie: Er war wie der Wilhelm Tell», sagt zum Beispiel der pensionierte Malermeister Hans Eggenberger, «er hat das Hünchen nicht geliebt vor der (Hirnkritik), das geht heute nicht mehr. Schreiben Sie nur das Gute über ihn, lassen Sie das andere doch weg», sagt Hans Eggenberger, «schreiben Sie einfach: Er war wie der Wilhelm Tell. Er hat im falschen Jahrhundert gelebt» - Iene aber, die schlecht über ihn redeten, hänseln selber immer bloss das Hünchen geliebt und das Köpfchen geneigt. Die wollten, dass der Ueli ebenfalls breche.

Vier fünfzig Jahren, sagt zum Beispiel der Bauer Hanseli Ferrer aus Wildhaas, sei der Sandbühler auch im oberen Toggenburg und bis ins Appenzellerland für viele beinahe ein Idol gewesen. Die Kinder prahlten in der Schule damit, wenn sie irgendwo auf einer Alp den Sandbühler gesehen hätten. «Wenn man da alles wüsste, wird betruert, das gäbe einen Roman, aber einen richtigen, keinen dieser heiligen».

Dass er die Polizisten dauernd narnte. Wie oft er auf der Flucht war vor der Arbeitererziehungsanstalt, dem Zuchthaus oder der psychiatrischen Klinik. Dass die einen ihn versteckten oder zumindest nicht verrieteten, dass die andern ihn hassten oder zumindest fürchteten; dass es solche gab, die ihn fürchteten und versteckten, und solche, die ihn bewunderten und hassten. Dass er jeden Steg kannte, jeden Wildwechsel, jeden Durchgang; und laufen konnte er. «Ich hab er nicht hütet ammen müssen». Wie sie ihm die Straflingskleider gegen andere austauschten. Und dass er diesen Mythen um sich liebte, selbstverständlich, bis er dann im Alter, im

-Unvorstellbar, dass der Ueli je etwas gestohlen hätte.-

hohen Alter, praktisch nie mehr davon sprach, wütend weggehen wollte, wenn man seine persönliche Vergangenheit erwähnte: Die Rest hätten sie ihm gestohlen, die Theres, und die Kinder aus der zweiten Ehe der Reihe nach weggenommen. Dann sei ihm manchmal das Wasser in den Augen gestanden, selten, nur unter Freunden. Und kurz bevor er eines Tages tot umfiel, habe er erklärt, demnächst werde es wirklich bekannt, wo die Rest hin sei. Er habe sie gesucht bis zum Schluss. Ein Herzensguter konnte er jetzt sein und kein Böser mehr. «Unvorstellbar», sagt zum Beispiel der Bauer Karl Linder in Walestadt, der Enkel des Wildhüters Karl Linder aus Walestadt, «unvorstellbar, dass der Ueli je etwas gestohlen hätte». Andere behaupten das reine Gegenteil, während zum Beispiel der Bauer Peter Stricker, der Bruder des Lastwagnfahrers Kaspar Stricker, «keine Silb» sagen will über den «Lump», den früheren Nachbarn, und dazu ein wenig mit der Faust auf den Tisch haut: Der eigene Vater würde sich sonst im Grab umdrehen. Peter Strickers Vater ist von Ulrich Gantenbein einmal verprügelt worden. «Ein Ehemann», sagt Herr Stricker, «kann sein ganzes Leben arbeiten, seine Pflanze run und sterben, ohne dass einer auf die Idee käme, über ihn zu schreiben». Über einen «Lump» hingegen werde geschrieben. – Peter Strickers Bruder haben sich damals gerächt und Ulrich Gantenbein verprügelt.

Auf dem Grabser Rathaus seien sie inzwischen ja soweit, sagt Herr Stricker, dass sie die Zivilstandsdaten von Verstorbenen den ahnenforschenden Nachfahren gar nicht mehr aushändigen, um die Lebenden vor dem schlechten Ruf mancher Toter zu verschonen.



Zufällige Vorgeschichte: Als der Sandbühler drei Jahre alt war, trennten sich seine Eltern. Er wuchs beim Vater auf und wurde von der Grossmutter erzogen. Als der Sandbühler ein paar Jahre älter war, zeigte er dem kleinen Henri G. aus der Nachbarschaft, wie man Wühlmäuse fängt und wo, um ihn anschliessend die vollen Fallen zu klären. Die Grossmutter erzog ihn zu wenig streng, offenbar. Als der Sandbühler in den Konfirmandenunterricht ging, verfolgte er den Pfarrer Fröns jeweils bis vor die Pfarrhausüre, um ihm Fragen zu stellen, und bekam nie genug. Als der Sandbühler neunzehn Jahre alt war, brachte sein Vater sich um, nicht ohne vorher noch jemandem ganz bestimmt

gesagt zu haben, sein Sohn wachse zum Verbrecher heran. Er musste jetzt den Hof übernehmen, und ein Jahr später musste er die Magd heiraten, weil sie schwanger war und weil die Grossmutter es wollte, offenbar. Der Hof war der schönste am Studnerberg; es gelang, ihn noch etwas zu vergrössern, etwa vier Hektar auf vier Liegenschaften verteilt, eine gepachtete Alp, acht bis zwölf Kühe in der besten Zeit; er hätte einen guten Stand gehabt, sagt sein ältester Sohn aus erster Ehe. Als der Sandbühler siebenundzwanzig Jahre alt war, hatte er schon sehr viel gejagt und gewildert, so dass er unter vierzig Bewerbern zum kantonalen Wildhüter für das «Wildtäyl Gamsberg» in den Gräbner, Buchser und Walenstadter Bergen angestellt werden konnte. Man übertrug ihm jetzt politische Funktionen, dazu brauchte es ersten einen ausgezeichneten Leumund, und zweiten hiess es. Nur ein guter Wilderer werde auch ein guter Wildhüter.

Tatsächlich deutet alles darauf hin, dass seine Biographie vollständig normal und unpektakulär verlief bis Mitte der dreissiger Jahre, als es ihm zum ersten Mal «den Schönen Löwli» verhängt, wie der Malermeister Eggenberger das heute ausdrückt, und als auch das Verschwinden der Maria Theresia Wilhelm seinen historischen Anfang erhielt, kurz nach ihrem Einreifen.



Auf den Montag, den 9. März 1936, wurde der Wildhüter und Bergbauer Ulrich Gantenbein ins Bezirksamt nach Buchs vorgeladen. Da Gantenbein in jenem Jahr auch die Jagdpolizei für den umliegenden Bezirk Weidenberg versah, war der Bezirksammann Dr. Leo Senn wohl sein direktester Vorgesetzter. Aber um ein internes dienstliches Gespräch ging es am 9. März nicht. Leo Senn, studierter Jurist und passionierter Jäger, verstand sich mit dem Sandbühler anscheinend ziemlich gut, denn nach der Einführung der Revierjagd sollte Gantenbein als privater Jagdaufseher auch das gepachtete Revier von Dr. Senn übernehmen. Ulrich Gantenbein lehnte allerdings die Einführung der Pacht- oder Revierjagd grundsätzlich ab, diese war im Kanton St. Gallen bereits zweimal per Volksabstimmung verworfen worden, mit einigen juristischen Tricks und einem Dringlichkeitsbeschluss des Grossen Rates wurde sie jetzt trotzdem durchgesetzt. Stärker als die bisher gepflegene freie und öffentliche Patentjagd galt die Revierjagd als eine Art «Hemmnjagd». Ein Revier musste langfristig gemietet und betreut werden, ein kurrfristiges Abschusspatent war in jeder Hinsicht billiger, und wirklich haben sich im Kanton St. Gallen bei der gemeindeweisen Abschaffung des Patentsystems in der Krisenzeit der dreissiger Jahre die fiskalischen Einnahmen aus dem Jagdwesen sprunghaft verdoppelt, wie ein Blick ins kantonale «Arztblatt» vom 22.4.38 ohne weiteres ergibt.

Doch auch nicht über den zunehmenden Ausschluss der kleinen Leute von der legalen Jagd und die zunehmende Privatisierung des freiwachsenden Wildbrens wollte das Bezirksamt mit dem in letzter Zeit etwas widerspenigen und unzufriedenen, schlechterhabenden Staatsbüttel und Kleinbauern Gantenbein reden, sondern über dessen intime Lebensführung. Seine Ehefrau hatte ihn verlassen, und wegen eines ausserrechtlichen Verhältnisses hatte sie ihn verklagt.

Niemand weiss, was sich dann genau zugefallen hat. Aus den Akten lässt sich ungefähr das Folgende rekonstruieren: Auf dem Bezirksamt bedroht Gantenbein einen Landjäger mit einem Stuhl, anschliessend geht er nach Grabs und überfällt den Gemeindevammann Burkhard Grüssli. Am übernächsten Tag ist er in St. Gallen und sitzt auf dem Polizeirepartement Drohungen aus. Nach einer Unterredung mit Regierungsrat Valentin Kröll und einem Telefonat mit dem Gemeindeamt Grabs wird Ulrich Gantenbein verhaftet. Zwei Polizisten bringen ihn nach Wil ins «Kantonale Asyl», welches heute «Kantonale psychiatrische Klinik» heisst, «zum Zwecke der Beobachtung seines Geisteszustandes».

Weiter wird festgehalten, auf dem Gemeindeamt habe Gantenbein die Schriften und

-Hat seinen Dienst sehr gut erfüllt, zeigte bisher nichts Auffälliges.-

Zeugnisse seiner österreichischen Geliebten Theresia Wilhelm verlangt. Er habe sie als Dienstmagd eingestellt, obwohl ihr die Aufenthaltsbewilligung entzogen worden sei. Auf dem Bezirksamt habe er sich über die Polizisten empört, «weil sie wegen dem Mädchen 2 Tage immer um sein Haus herumspazierten, trotzdem sie wussten, dass er abwesend war. Dabei sagte ein Polizist, man werde ihn einmal holen, das mache ihn ganz verrückt, jetzt will er es als Spass an.» In St. Gallen schliesslich habe er um eine neue Aufenthaltsbewilligung für die junge Dienstmagd nachgesucht und angekündigt, «er schliesse jeden nieder, der ihn holen wolle». - «Man wagte daher nicht, ihn wieder auf freien Fuss zu lassen. Hat seinen Dienst sehr gut erfüllt, zeigte bisher nichts Auffälliges. Von jeher jähzornig. Wegen des ehelichen Scheiterns trank er etwas, in letzter Zeit enthielt er sich aber selber, weil er fand, er könne Dummheiten machen unter dem Einfluss des Alkohols.» Auch für den Fall, dass die Aufenthaltsbewilligung verweigert werde, «sollten von Seite Gantenbeins schwere Drohungen» geäussert worden sein.

Gantenbein bereute alles. Er habe sich noch nie so vergangen wie jetzt. Auch die Überfälle für den Gemeindevammann bereute er sofort.



Burkhard Grüssli, von Beruf Stricker, dann Gemeindevammann von Grabs 1927-45, Bezirksrichter, nachher Gerichtspräsident, FDP. Der einundachtzigjährige Georg G. aus St. Gallen zum Beispiel, der selber einmal in Grabs wohnte und von Burkhard Grüssli administrativ versorgt wurde, bis er nach Jahren aus der psychiatrischen Klinik wieder freikam, weil man ihn für absolut gesund erklärte - Georg G. liest an Gemeindevammann Grüssli kein gutes Haar. In Wil hätten sie jeweils nur gelacht, wenn wieder jemand aus Grabs eingewiesen worden sei, und in Grabs hätten die Gemeinderäte jeweils nur stumm genickt, wenn der Gemeindevammann wieder jemanden habe administrativ einweisen lassen. Von den Erfahrungen des Georg G. und von der verbreiteten Praxis, Leute ohne Gerichtsanteil einzusperrn, soll später noch die Rede sein. Zum Fall Gantenbein meinte Georg G., dem ganzen Dorf sei

doch bekannt gewesen, dass Grüssli mit dieser Obfröge recht geschick, wenn ausgerechnet er, bei seinem Lebenswandel, dem Ueli moralische Vorhaltungen machte. Von Grüssli selber können die Gräbner gesagt, «er rieche es, wenn eine Längli im Bezirk sei». – Ausserdem existiert das Gerücht, Gantenbein habe über Grüssli Dinge gewusst, die er nicht hätte wissen sollen, und dieses Gerücht zieht sich von nun an durch seine ganze Biographie: Er wusste zu viel.

Sicher ist, dass die beiden Differenzen hatten, z. B. weil Gantenbein bestimmte Leute

«... war Gantenbein zeitweise furchtbar aufgeregt und zeitweise direkt gemeingefährlich.»

beim Wildern erwische und der Gemeindevorstand die Anzeige nicht so behandle, wie der Wildhüter das wünsche; oder umgekehrt, weil die gemeindliche Feuerschau dem Sandbühler Schornstein und Ofen beanstandete. Oder weil Gantenbein eventuell beides miteinander in Verbindung brachte.

Am 14. März 1936 schrieb der Gemeinderat von Grabs an die «Zit. Direktion des Kant. Asyls in Riff» u. a.: «Nach unserer Wahrnehmung war Gantenbein speziell seit ca. Jahresfrist zeitweise furchtbar aufgeregt und direkt gemeingefährlich. Diese Aufregung ist einseitig angelegt und wurde geschürt durch ein Verhältnis mit einer gewissen Theresia Wilhelm, einer Österreicherin, welche seinerzeit kein guter Leumund ausgestellt werden konnte. (...) Die Vorfälle, die Gantenbein in letzter Zeit provozierte, lassen bei uns die Auffassung aufkommen, dass derselbe an Verfolgungswahn leide. (...) Über das Verhalten des Eingewiesenen wollen Sie uns von Zeit zu Zeit auf dem Laufenden halten.»

Der Basler Christian Hüly, der befürchtet, der Ueli möchte es vielleicht nicht, dass er mehr berichtet, erklärt: Das sei halt eine richtige Liebesaffäre gewesen. Eine unbegrenzte Lebenskraft habe der Ueli gehabt und habe die Menschen mit seinen Augen – grad durch die Schwärze – so ein Typ sei er gewesen. Aber die Liebe habe ihn durcheinandergebracht, nebeneinander getragen, die Liebe habe alles verdeckt, die erste Frau habe sich nicht scheiden lassen wollen. – «Rud ist eine Liebesaffäre?» – fragt Christian Hüly, die Rebe, zum Beispiel, wenn sie einander heftig treiben, würden jede Vernunft verlieren, jede Angst und den Sinn für Gefahr.

Am 30. März 1936 hat das Justizdepartement St. Gallen «an eine kurze Mitteilung, auf welcher Zeitpunkt Gantenbein seinen Dienst wieder aufnehmen kann. Er ist zu jährlich 170 Diensttagen verpflichtet». Am 9. April wurde er entlassen, niemand hatte dagegen etwas einzuwenden, «ausserhalb, als das österreichische Militär bei uns das Land verlatzen musste». – Maria Theresia Wilhelm war am Tag von Gantenbeins polizeilicher Einweisung polizeilich ausgeschafft worden. Beim nächsten Mal wird sie diese Chance nicht mehr haben, und er nicht mehr die Hoffnung, dass sich ein Regierungsrat für sein Verbleiben interessiert.

Beim nächsten Mal ist alles anders.

Ulrich Gantenbein, der Sandbühler: «Eine Tagesbeute, drei Gemen in einer Minute.»



«Sieh mal her, der schlechte Hund, hiess es zu Berg und Tal»

Im Sommer 1960 ist Maria Theresia Wilhelm, geschiedene Gantenbein, spurlos aus Grabs/SG verschwunden. Man hat sie ein bisschen gesucht, aber nicht heftig. Den Gemeindebehörden war es lieber, wenn sie nicht mehr auftauchte. Vielleicht habe sie auch jemand verschwinden lassen, weil sie zuviel wusste, sagten die Leute. – Dreissig Jahre später rekonstruieren David und Fred Gantenbein die Geschichten, die dazu führten, dass ihre Mutter, die sie kaum kannten, verschwunden ist. Im ersten Teil (WoZ Nr. 40/89) hat der legendäre Grabser Wildhüter Gantenbein ein ausserebeliches Verhältnis zu einer österreichischen Serviertochter und ohrfeigt den Gemeindeammann, der ihm dieses Verhältnis verbieten will. Gantenbein kommt dafür in die psychiatrische Klinik, die Serviertochter wird ausgewiesen. – Im zweiten Teil heiraten die beiden, und am Schluss wird Gantenbein gefoltert.



Der kant. sankgallische Wildhüter in den Frei-bergen, zuständig für das «Wildareyl Gamsberg» (nordseitig), wohnhaft auf dem Bergbauernhof Sandbühel, Grabs/Staudenberg – der zu 170 Diensttagen im Jahr verpflichtete Ulrich Gamswein –, der später wegen seines Unglücks und seiner Abenteuerlichkeit berühmte Sandbühler also, der Ueli, der hatte damals wohl doch nicht so ein lustiges Leben als umherschweifender Staatsangestellter, wie die anderen oft reichlich dachten.

Wie kann einer denn Wildhüter werden, unter lauter Wilderern, und seine amtliche Aufgabe korrekt erfüllen, wenn er selber stets gewildden hat in der Jagd? Er muss jetzt nämlich anfragen, den eigenen Verwandten nachzustellen, den Nachbarn und den Jagdfreunden von früher. – Eventuell ist es z. B. unbedingt nötig, den Wildarbeiter B. wegen ein paar erlegten Hasen und Rehlein anzuzeigen, obwohl doch der B. bekanntlich «für nichts zu bräutig hat, aber eine grosse Familie». Eventuell ergibt es sich dann, dass er den B. auch noch packen und überwinden muss, wenn dieser sich anschickt, eine «hochgestellte Ansperson» zu verprügeln aus Wut über seine Bestrafung. Überwinden und packen, bloss damit sie den B. in die Strafkolonie Saxerriet bringen können. – Er muss den mittellosen Bergbauern, zu denen er gehört, ganz allgemein die paar Fuchsfelle absprennen machen und das seltsame zusätzliche Stück Fleisch, das bisschen Jägerstolz muss er ihnen austreiben, das er selber teilt, weil sie es nicht bezahlen. Der Wildhüter ist eventuell ver-

-Ich freute mich, wenn mich die gewissen Leute fürchteten.-

edigt, es herrscht Krise und Not in den drüsstigen Jahren.

Der Wildhüter Gamswein, so steht es in den Akten, «hat seinen Dienst sehr gut erfüllt», und mündlich wird z. B. die Geschichte vom Sandbühler und dem armen Waldarbeiter B. überliefert. Ausserdem wird versichert, dass das Wildern vor fünfzig Jahren in den Bergen oberhalb von Grabs noch als «eine Art zibbergrüchtes Freiheitsrecht» galt, als «erbliches Handwerk» oder zumindest «nicht als Sünde». – Von der um die Jahrhundertwende geborenen Generation z. B. hätten fast alle gewilddert, wenn sie nur halbwegs gehen und schiessen konnten.

Ulrich Gamswein selber hat das Dilemma eines einheimischen Jagdpolizisten in einem Brief von 1943 rückblickend beschrieben: «Als ich noch Wildhüter war, galt ich als besonders streng, ich stelle mich auch so, ich freute mich, wenn mich die gewissen Leute fürchteten. Manchmal wusste ich halt von der Fideipflicht wegen (...). Dass ich mir dabei wenig Freunde gewonnen, ist klar. Auch Nachbarn von mir mussten dran glauben.»

Beim Antritt seines Amtes hätten die Wilderer ihn allerdings nicht sofort erreggenommen, «Sie sagten mir offen, wegen einem Jüngling, mit dem wir selber schon zusammengetroffen und auf verbotenen Wegen gezeigert sind, haben wir keine Angst.» Ein stier, einschlägig erhabener Berufskollege habe ihn deshalb empfohlen, zuerst vor allem diejenigen zu verfolgen, die er kenne und mit denen er jeweils mitgegangen sei, dann würden ihn automatisch auch die andern respektieren: «Dann bekommen alle Respekt.» – «Ich befolgte seinen Rat, Gerade der Grösste und Verwegenste musste

zuerst dran glauben. Von da an war ich aber nicht mehr der 'Sandbühl Uli' im Volkmund wie früher. – Sieh mal her, der schlechte Hund, Niess es zu Berg und Tal, seine früheren Kameraden fängt er anzuseigen an. Der Bund zwischen mir und der Heimat war zerrissen, Fall auf Fall folgte. Die Gamsen vermehrten sich wieder.»

Diese Anzeigen bekam der Wildhüter offenbar mit Prämien honoriert. Doch Gamswein habe das Wildern manchmal auch im voraus zu verhindern versucht. Da er wusste, in welchen Alpblüten, unter welchen losen Bodenbrettern beispielsweise, sie ihre Waffen versteckten, habe er sich heimlich an derartige Orte geschlichen und seinen ehemaligen Kumpanen die Gewehre schiessuntauglich gemacht, beispielsweise den Zündstift abgefeilt. Auch für solche Vorbeugungsmassnahmen hätten die Betroffenen freilich überhaupt kein Verständnis aufbringen wollen und hätten ihm dann diese Gerissenheit nicht weniger nachgetragen als etwa die Strafanzeigen.

Das Justizdepartement durfte mit seinem stöhnigen Mitarbeiter zufrieden sein. «Die Gamsen vermehrten sich wieder.» Höhere Wildbestände versprochen z. B. höhere Pachtzinsen bei der bevorstehenden Einführung der Revierjagd, die sich die Kleinbauern, denen schon das Jagdpotenzial zu kostspielig war, erst recht nicht mehr leisten konnten. Die bekannte Abneigung des Wildhüters Gamswein gegenüber dieser Jagdreform zugunsten der Bessergestellten und der Staatskasse («Ich war nicht geworden Freund derselben», schreibt er 1943) interessierte wahrscheinlich niemanden.

Stattdessen begannen sich die Vorgesetzten für seine Privatverhältnisse zu interessieren, für seinen Jähzorn und die Frauengeschichten. Sie wollten seine ausländische Geliebte Maria Theresia Wilhelm ausweisen und mischten sich so lange in seine Ehe ein, bis er sich vergass, ein paar Drohungen aussties und einen moralisierenden Lokalpolitiker ohrfeigte – just dieselbe «hochgestellte Ansperson» (wie man in Grabs gerne sagt), die er einmal vor dem Waldarbeiter B. beschützt hatte –, den Gemeindevorstand und Bezirksrichter (Friedrich Grösli). Stan ihn zu verstehen, etwas grosszügig und dankbar zu sein, stecken ihn die Obrigkeiten kurzerhand in die Spinnwinde. Wie Obrigkeiten nun einmal sind.

Das wäre die einfachste Version.



Manche können sich aber an die zahlreichen beruflichen Feindschaften, die der Sandbühler Ulrich Gamswein als den Ursprung seines Verhängnisses ansah, einfach nicht erinnern. Als Wildhüter war er ein grachseter Mann, sagen sie. Andere meinen, wie z. B. der Bauer Christian Stricker, «das viele Ueberziehen» habe ihn verdorben, er habe das Schaffen verlernt, von der vielen Freiheit sei es ihm «einfach zu wohl geworden».



April 1936. Nachdem seine Freundin und Dienstmagd, die österreichische Serviertochter Maria Theresia Wilhelm, in seiner Abwesenheit von Bergbauernhof Sandbühel polizeilich «fortgeführt» worden ist, kommt Ulrich Gamswein aus dem psychiatrischen «Asyl Wiltwider» frei. Ein ärztliches Gutachten gibt es nicht. «Die Mitteilung, er könnte bei neuem psychischen Schwerepleiten an die von St. Pi-

minberg in Sorgens gehaltenen Sprechstunden sich wenden. *hörte er ruhig an, aber offensichtlich ohne Anteilnahme.* Er geht nach Hause, legt das Wildhüteramt nieder und die Jagdaufsicht, lässt sich trotz allem von seiner ersten Frau scheiden und heiratet zwei Jahre später trotz allem die Österreicherin, die zurückgekehrt ist. In der Zeit in Wil, rechnet er aus, sei ihm ein Schaden von Fr. 700.- entstanden, weil eine von ihm gepachtete und betriebene Alp nachher nicht voll habe betrocknet werden können. Als Jagdpolizist habe er monatlich Fr. 200.- verdient, gibt er an, wovon der größte Teil für die Bezahlung der Tagelöhner ver-

-Ein leichtes Wesen- - labil und mannstoll.-

braucht worden sei, die zusammen mit seiner ersten Frau den Hof bewirtschaftet hätten. Wahrscheinlich ahnt er noch gar nicht, wie dankbar er sein könnte, dass ihn die Ärzte vorläufig ohne Behandlung aus dem Asyl haben springen lassen.

In den ersten fünf Jahren nach seinem Rücktritt als Wildhüter wird Ulrich Gantenbein mindestens dreimal wegen Jagdfrevls verurteilt. Man hat ihn jetzt verpöfien. *«Der Band zwischen mir und der Maria war zerrissen.»* Fall auf Fall folgt. Es hagelt Bußgelder: aus Bußgeldern, rückständigen Steuern und Zinsen werden Betriebsbefehle. – Und statt seine circa sechs Hektar zu bewirtschaften, sagt sein ältester Sohn, vagierte der Vater herum, reizte Arbeitsscheu und einen schlechten Charakter.

Auch die zweite Ehe läuft bald an zu kriseln. Die Kinder aus erster Ehe hätten unter dieser Situation am meisten gelitten, sagt der älteste Sohn, sie hätten die Schule schwänzen bzw. frühzeitig beenden müssen, um die vom Vater liegengelassene Arbeit zu machen; und die zweite Frau, die Theres, sei wiederholt abgehauen, nach Österreich hinüber, *«mehrmals während des Sommers, wenn es ums Weizen ging.»* – Als *«leichtes Wesen»* sieht er diese Stiefmutter, die dem Vater den Kopf verdreht, *«labil und mannstoll»* sei sie gewesen, von Anfang an, wenn sie nicht gekommen wäre, dann wäre es allen besser gegangen.

April 1936. Nachdem die österreichische Dienstmagd Maria Theresia Wilhelm gegen den Willen ihres verheirateten Freundes und Arbeitgebers Gantenbein polizeilich abgeschoben worden ist, lebt sie vermutlich bei ihrer Mutter im vorarlbergischen Döfling Klaus. Die Mutter heisst Maria Josefa Wilhelm, in Klaus heisst sie einfach Seffe. Klaus liegt in der Nähe von Rankweil, und die Wilhelms, sagt Anna Wohlgenannt-Dobler aus Klaus, *«die Wilhelms waren damals das Null und das Nichts.»*

Theres oder Resi, geboren 1911, ist das zweite oder dritte uneheliche Kind einer Arbei-

-Ganz bestimmt nicht ein schlechtes Mädchen ...-

terin, die in einem gemieteten Stickerzimmer wohnt. Der Vater David Fissi, ein italienischer Stukkatur aus Venedig, hat sich ungefähr 1929

zum letzten Mal gemeldet. Über die Jugend von Theres ist wenig bekannt, nur dass ihre Mutter die drei Kinder völlig ohne fremde Hilfe durchbringen musste. Josefa oder Seffe starb 1944, ihr Sohn David fiel im Krieg, ihr Sohn Alois oder Lois war beim staatlichen Strassenbau beschäftigt und ist in den achtziger Jahren gestorben. Die Tochter Theres hat man in Klaus immer wieder aus den Augen verloren.

Die Theres sei aber *«ganz bestimmt nicht ein schlechtes Mädchen»* gewesen, sagt Anna Wohlgenannt-Dobler. *«Es waren eben arme Zeiten, dann hat sie halt auch immer in den Dienst müssen gehen.»* Im Jahr 1929 ungefähr fand sie Arbeit in Oberwiesenthal im deutschen Erzgebirge. Etwa 1935 wurde sie als Servier-tochter im Bergrestaurant *«Gemli»* auf dem Sevelerberg angestellt, oberhalb von Buchs in der Schweiz, wo der Wildhüter Gantenbein verkehrte und der jungen Frau *«Kammer und Herzleid»* klagte, wie er später notiert hat: *«Wir gewannen uns lieb, ja, herzlich lieb. Ich klammerte mich direkt an das Mädchen, denn es war eigentlich meine erste Liebe zu einem Weib.»*

Im Dezember 1936, neun Monate nach ihrer Anschaffung, bringt Theresia Wilhelm in Österreich ein Kind zur Welt. Das Mädchen wird Inyborg getauft. Wahrscheinlich bei der Blutprobe für den Vaterschaftstest machen die Ärzte irgend etwas falsch, und seither ist die Inge gelähmt. *«Nein, keine Kinderrüdmung, sondern wahrscheinlich ein ärztlicher Fehler»*, sagt Rosmarie Grunze aus Götzis, eine Nichte von Theres. – Diese Tochter sei dann bei der Grossmutter geblieben, als die Theres den Gantenbein geheiratet habe, nachher bei der Tante, schließlich im Heim. In Grabs, auf dem Studnerberg, war sie vermutlich nur einmal zu Besuch. Im Heim sei sie bis heute, aber niemand weiss mehr, in welchem.

Die Trauergrün Helma Schindler-Vitsch berichtet: Die vorangegangene Scheidung habe zu reden gegeben. Die Verwandten der ersten Frau seien angesehenere Leute gewesen. An die Hochzeit könne sie sich kaum erinnern, bestimmt sei alles normal verlaufen, sonst könnte sie sich vielleicht erinnern. Die Theres sei eine nette Frau gewesen. Die Ehe sei ja scheint's dann nicht so recht geworden.

Sicher ist, dass diese Ehe durch die späten Eingriffe der Behörden und Psychiater nicht gerettet, sondern allenfalls verrichtet wurde. Den Rest kann man sich fast beliebig zusammenstellen, es gibt für jeden erwarteten drama-

-Man hätte auch mit einer Schweizerin keinen Kontakt gesucht.-

turgischen Ablauf irgendwo Zeuginnen und Zeugen, für die Schuldzuweisungen genauso.

Sicher ist, dass die Österreicherin von kaum jemandem geme gesehen war am Studnerberg. *«Man hätte sie angenommen wie jede Frau, aber sie hat nicht gepasst»*, sagt der Nachbar Nikolaus Vitsch. – *«Am Studnerberg liest man damals sehr zurückgezogen.»* Die Theres sei Leute gewohnt gewesen, Gesellschaft, als ehemalige Servier-tochter. Kontakt habe man nie gesucht. Wenigstens die Frauen hätten untereinander praktisch keinen Kontakt gehabt, man

hätte solche «Koffrethüchler» nicht gerne gesehen. Nur die Männer hätten gelegentlich miteinander ein längeres Gespräch geführt, wenn sie sich bei der Arbeit irgendwo begegnet seien. «Man hätte auch mit einer Schwämmrin kleine Konvult gemacht», sagt Herr Vetsch. Man habe halt gesagt, die Frau gehöre zum Haus. Etwas hinterwäldlerisch sei man schon gewesen zu jener Zeit. Auch am Dorfleben habe man sich kaum beteiligt, im Unterschied zum gegenüberliegenden Grabenberg sei man politisch nie aktiv gewesen am Stüberberg. «Das hat sicher keine Krille gepieilt», dass die Kessi katholisch war und die andern zu hundert Prozent reformiert. Aber «die erste Frau arbeitete wie ein Mann», und die «zweite war halt keine Bäuerin». – Resolut sei sie gewesen und frech, ein anderer Mann hätte garantiert nach ihrer Pfeife getanzt, aber «kein Sandhücker hat das nicht fandisleriert». Sie habe sich vielleicht vorgestellt, sie heirate jetzt einen reichen Schweizer Bauern, draussen sei ja Krieg gewesen nachher. – Gebot habe er oft, aber er konnte «die Wir dann auch wieder wegstücken». Nicht streitsüchtig, nur jähzornig. Dann wieder «donnersüß». – «Nie nichts gesehen, dass er sie geschlagen hätte.»

«Man konnte sie nicht grad loben, sie hat sich einfach da oben hineingezettelt, als die an-

-Eigentlich hätte man ihr nichts rudele tun können

«Das noch da war», sagt Anna Lippuner vom Stüberberg. «Frech war sie wirklich, aber sie hat das nachher wohl auch gebüßt.» Und: «Man hätte nicht grad Erbarmen mit ihr.»

Das Vieh habe sie gefürchtet, wenn es störrisch war, und den Mann, wenn er tobte, sagt Katharina Rohrer-Vetsch, die auf einem Nachbargehöft aufwuchs. Wenn er also gebot habe, vielleicht weil er ihr nicht glaubte, dass sie das Vieh fürchste, dann sei sie geflohen. Ohne Grund, habe man gedacht, sei sie wohl nicht geflohen. «Sie möchte es nicht ertragen, wenn er tobt oder eben dann vollrucht schlägt.» Er habe gejamert und heiselt gewint, wenn sie weggegangen sei. – Nie nichts erfahren, dass sie zuwenig gearbeitet hätte. Gut gekocht habe sie, und auf dem Sandbüchel habe es auch öfter Fleisch gegeben als anderswo. Lange sei sie nie weg gewesen. Eine nette Frau, «eigentlich hätte man ihr nichts zudele tun können». Nur dass sie manchmal die Kinder nicht mitnahm, wenn sie fortping – doch vielleicht habe er das jeweils verhindert.

Jederzeit würde er abstreizen, «dass der Urli irgendwas grinst gestört war», sagt Niklaus Vetsch. Jemanden als «grinststänckli zu benutzern, um die Urstänke zu kloppen. Seht sich Urli.» Beide seien sie aber «schwer zu stören» gewesen.

Aus dem Rapportbuch des Landjürgers Graf Grabs, den 12. März 1943:

Auf Ersuchen von Frau Theresia Gantenbein-Wilhelm, getrennt lebend und in Scheidung stehend mit ihrem Ehemann Gantenbein, Ulrich, alt Wädliker, wohnhaft Sandbühl-Staudenberg, Gemeinde Grabs, – und im Einverständnis des Gemeindevor-

tes Grabs, habe ich heute Frau Gantenbein um ca. 19.00 Uhr als Schutzperson nach Buchs begleitet, wo sie mit einem Bekannten eine Unterredung hatte.

Zufolge wiederholter Tötlichkeiten und Drohungen von Seite ihres Ehemannes beabsichtigt sie sich von ihm zu scheiden. Da sie in den letzten 3 Jahren wiederholt mit Erlaubnis des Gerichtspräsidenten von ihm getrennt lebte – und er sie jeweils, wenn er sie auf der Strasse antraf, mit Gewalt wieder nach dem Sandbühl verbrachte, möchte sie dies jetzt verhindern. Aus diesem Grunde erfolgte meine Begleitung.

Gantenbein soll auch seine Verwandten Vetsch, wohnhaft Masis-Grabs, heute bedroht haben, er erstiche sie mit der Messgabel.

Nach der Unterredung in Buchs zwischen Frau Gantenbein und dem Bekannten, gesellte sich beim Bahnhof der Ehemann Ulrich Gantenbein zu uns. Er war sehr freundlich mit ihr und hielt sie mit seinem gewohnten Bitzen und Flähen an, sie möchte wieder mit ihm nach Hause kommen. Wir gingen alle drei, Gantenbein zu Fuss in der Mitte, dessen Ehefrau auf dem Fahrrad rechts und Rapportierender links, Richtung Grabs. Um ihm nicht zu entkommen, hielt er ihr Fahrrad hinten am Sattel und so waren wir gezwungen langsam zu fahren. Wir glaubten den Moment abwarten zu können, um ihm zu entkommen. Dies war uns aber nicht möglich. Statt dessen erhielt ich plötzlich in Quader-Grabs von Gantenbein einen Faustschlag ins Gesicht, wodurch ich am rechten Auge stark blutete und erheblich verletzt war. Ich sprang vom Fahrrad und machte von dem auf mir liegenden Gummiknüvel Gebrauch, wobei es zu einer Schlägerei zwischen Gantenbein und mir kam. Durch meine ausstehenden Hiebe flog der Knüvel in zwei Stücke. Gantenbein

-Ein Deckelbad besteht aus einer Holzkiste, die mit einem Sarg grosse Ähnlichkeit hat, nur viel tiefer.»

wurde ebenfalls verletzt im Gesicht, doch beruhigte er sich bald.

Er sah dann ein, dass er mir Unrecht getan habe. Wir gingen zusammen bis zum Krankenhaus Grabs, wo Frau Gantenbein gegenwärtig in Stellung ist.

Nachher begab ich mich sofort in ärztliche Behandlung zu Dr. med. Schärer, Grabs, um rechtlich das Bezugsamt zu aktivieren. Gemäss ihrem Auftrage wurde PS Riedener, Grabs, und Staub, Buchs, zwecks Annehmung des Gantenbein beigezogen. Unterdessen konnte ich erfahren, dass sich Gantenbein bei H. Pfarrer Pfandsack aufhalte. Um ca. 21.00 Uhr begab ich mich mit den beiden erwähnten Polizisten in das Pfarrhaus Pfandsack. Auf unser Läuten öffnete uns Frau Pfarrer die Türe. Wir gaben uns hier sofort als Polizei bekannt und erklärten ihr, wir hätten den Auftrag des Bezugsamtes, Ulrich Gantenbein zu arrestieren. Sie sprach uns dieses Recht ab und deponierte, sie wolle ihren Mann rufen. Herr Pfarrer Pfandsack befand sich mit Gantenbein in einem Zimmer des Pfarrere und es bestand Fluchtgefahr durch das Fenster. Herr Pfarrer erschien dann im Hausgang und wehrte sich ebenfalls gegen die Verhaftung des Gantenbeins. Die Frau ging dann zu Gantenbein ins Zimmer und

konnten wir nicht beim Pfarrer im Hausgang warten, bis diese dem Erwähnten zur Flucht verholfen hätte, weshalb wir einfach eintraten, und Gantenbein die Anstaltung eröffneten. Frau Pfarrer stellte sich zwischen Gantenbein und mich und zwar so, dass ich diese zuerst auf die Seite schieben musste, bis meine zwei Begleiter Gantenbein anstalten konnten.

Die Eheleute Pfendtsack sträubten sich immer noch gegen die Anstaltung des Gantenbein und wollten uns erneut veranlassen, abzuwarten, bis sie der zuständigen Behörde telefoniert hätten. Ohne Rücksicht auf die Beiden wurde nun der mit Armen und Beinen um sich schlagende Gantenbein von Straub und Reutener in's Freie befördert. Nachdem Gantenbein sah, dass er mit Gewalt nichts mehr ausrichten konnte, legte er sich rücklings auf den Boden und schrie den Pfarrer um Hilfe an, welcher herbeieilte. Ich erklärte ihm aber, er solle sich nicht weiter bemühen, es habe keinen Zweck. Nicht achtend auf die Ausdrücke der Eheleute Pfendtsack und die Aussagen des Pfarrers, er werde Sie sofort telefonisch anrufen, verschwanden wir mit dem an der Zange führenden Gantenbein Richtung Buchs, wo wir ihn in das Bezirksgefängnis einlieferen.

Gantenbein Ulrich (...) wird Ihnen wegen Mißlichem Angriff während einer Amtshandlung, Art. 285 Abs. 1, StGB und wegen Körperverletzung, Art. 122 event. 123, StGB, zur Anzeige gebracht. (...) Pfendtsack Werner, Pfarrer und dessen Ehefrau (...) werden Ihnen wegen Einmischung in dienstliche Funktionen der Polizei, Art. 66 EG, zum StGB und Art. 269 StGB, Hinderung einer Amtshandlung (passive Resistenz), ebenfalls zur Bestrafung verurteilt. (...)

sig Graf, Polizeiposten Grabs

★

Gemeinderat Grabs
Grabs, den 17. März 1943

Betr.: Gantenbein Ulrich, 1901, Sandbühl
Der Gemeinderat hat an gestriger Sitzung von den Akten betreffend Obgenanntem Einsicht genommen. Zuzufolge der letzthin erfolgten Exzesse und auf Grund des ärztlichen Zeugnisses hat der Gemeinderat beschlossen, Gantenbein auf unbestimmte Zeit in die Anstalt St. Pirminberg einzuweisen (...)

★

Am 18.3. wird Gantenbein in die psychiatrische Klinik St. Pirminberg, Pfäfers, gebracht. Dort wird bei der Aufnahme vermerkt:

Der Pat. ist ein grosser & kräftiger Mann mit dunklen Haaren, einer roten Nase, der ruhig und geordnet Auskunft gibt. Er ist zeitlich, örtlich & autopsychisch vollkommen orientiert.

Am nächsten Tag wird mit dem Pat. eine Elektroschreck-Kur begonnen.

★

Theresia Gantenbein ist inzwischen auf den Sandbühl zurückgekehrt und schreibt am 26. März einen sechseitigen Veröhnungsbrief. Sie besucht ihn u. a. am 27.3., und am gleichen Tag bricht er aus.

Am 31.3. wird in Pfäfers vermerkt:

Wär zu Hause, als die Polizei kam, sorgte die Frau dafür, dass er flüchten konnte. Liess s. dann nicht mehr sehen. (...) Heute Morgen 3h gingen 6 Polizisten (...) Begleitperson hin, das Haus wurde bewacht. Man fand ihn im Kleiderschrank versteckt, in Wäsche eingepackt.

Von 2 Polizisten zurückgebracht, gebildet s. wie ein zahmes Lamm, trotzdem ihm die Leisten verlesen werden. Kommt ins Deckelbad, vorläufige Bestimmung: für 8 Tage.

★

«Ein Deckelbad besteht aus einer Holzkiste, die mit einem Sarg grosse Ähnlichkeit hat, nur viel tiefer. An Stelle des Fensters beim Sarg ist bei der Kiste ein Loch, um den Kopf ist der ganze Körper im Wasser, Tag und Nacht. Selbst die Bedürfnisse muss man in dieser Lage verrichten. Das Essen wurde mir mit einem Schlauch durch die Nase zugeführt. Auf gleiche Art die Herzstopfen, um eine Ohnmacht zu verhüten. Hände, Füsse und Rücken waren darat wurd, dass es lange dauerte, bis die Wunden tussive.»

(«Der Schweizerische Beobachter», Nr. 6/1948, «Das sankgallische 'Deckelbad'», Beschreibung einer dreitägigen Behandlung in St. Pirminberg, Pfäfers.)

«Die Affektmassen zur Abreaktion bringen»

Im Sommer 1960 ist Maria Theresia Wilhelm, geschiedene Gantenbein, spurlos aus Grabs/SG verschwunden. Man hat sie ein bisschen gesucht, aber nicht heftig. Den Gemeindebehörden war es lieber, wenn sie nicht mehr auftauchte. – Dreissig Jahre später rekonstruieren David und Fred Gantenbein die Geschichten, die dazu führten, dass ihre Mutter, die sie kaum kannten, verschwunden ist.

Im ersten Teil hatte der legendäre Grabser Wildhüter Gantenbein ein ausserordentliches Verhältnis zu einer österreichischen Serviertochter und ohrfeigte den Gemeindevorstand, der ihm dieses Verhältnis verbieten wollte. Gantenbein kam dafür in die psychiatrische Klinik, die Serviertochter wurde ausgewiesen.

Im zweiten Teil heirateten die beiden, und Gantenbein kam zum zweiten Mal in die Klinik.

Nun lebt seine Frau mit den Kindern als Fremde auf dem Studnerberg. Als sie eines Tages -mit offenen Haaren singt und tanzt-, wird sie ebenfalls versorgt.



Es kann in Graft auch in den vierziger Jahren nicht eben normal gewesen sein, dass eine in Scheidung lebende Frau zum Schutz vor ihrem Mann eine polizeiliche Eskorte erhielt. Besonders wenn diese Frau allgemein etwas verachtet und von den Nachbarn geschrien wurde, besonders wenn sie Ausländerin war. – Maria Theresia Willems, verheiratete Gantenbein, die Theres oder Resti, wie man sie nannte, hat soviel überkristallisches Entgegenkommen jedenfalls nur jenes eine Mal genossen, als es am 12. März 1943 darum ging, den Sandbühler Ulrich Gantenbein endlich zu verhaften. Der schuldengrplage, verkrachte Gantenbein gab später zu Protokoll, er habe von der amtlichen Aufgabe des Landjägers Graf nichts gewusst. Graf habe ihm keineswegs getagt, dass er seine Frau in rein dienstlicher Funktion und zu ihrem Schutz begleite. – Sonst wäre er doch nicht eifersüchtig geworden und hätte doch nicht einfach zugeschlagen.

Der Landjäger trug aus dem Handel «eine ca. 1 cm lange Riszwunde» am rechten Oberlid davon, ein paar offenbar unbedeutende Prellungen «Vögel» «Eier» «überflüchtige Nadelstichwunde» am linken Bein. Gantenbein wurde ebenfalls verletzt, aber über seine Wunden steht nichts in den Akten. – Gantenbein trug aus dem Handel den endgültigen persönlichen Rein davon. Laut ärztlichem Zeugnis war er «schon länger ein Sorgenkind der Behörden», und den Polizisten hatte er laut Zeugnis «überfallen».

In den nächsten zehn Jahren verbrachte Ulrich Gantenbein ungefähr 34 Monate in psychiatrischen Kliniken, ungefähr 43 Monate in Arbeits- und Strafanstalten. Dazwischen war er oft auf der Flucht, oder man liess ihn für kurze Zeit laufen. – In den nächsten zehn Jahren gab Gantenbein als «ermittlungsunfähig», Gerichtlich zu einer Haftstrafe verurteilt wurde er während dieser zehn Jahre nie.

Dr. med. Otto Wirth, der ärztliche Direktor der kantonalen sankt-gallischen Heil- und Pflegeanstalt St. Fiminsberg in Pfäfers, musste im Juli 1949 zurücktreten. – Der «Schweizerische Beobachter» und ein paar weitere Zeitungen hatten ihm die missbräuchliche Anwendung von an sich üblichen psychiatrischen Heilmethoden nachgewiesen. Der Rücktritt von Wirth war das Ende eines Skandals, der als die sog. «Fiminsberger Deckelbäder-Affäre» auch ein bisschen in die schweizerische Medizinsgeschichte einging.

Das Deckelbad war ursprünglich wohl als lauwarmes Beruhigungsmittel gedacht. Man steckte besonders aufgeregte Patientinnen und Patienten in eine Art Badewanne; ein hölzerner Deckel mit einer halbweiten Öffnung hielt sie fest, und man liess sie so lange im Wasser sitzen, bis sie sich beruhigt hatten. Oder es waren heisse Bäder, und die Beruhigung trat ein, weil der Kreislauf der Behandelten zusammenbrach. Oder es waren kalte Bäder, und die Patientinnen und Patienten wurden ruhig, weil man sie sonst nicht herausliess. – Oder es gab überhaupt keine Beruhigung, weil die Patientinnen und Patienten vorher überhaupt nicht besonders aufgeregte gewesen waren und weil sie mit der Zwangshandlung nicht beruhigt, sondern bestraft werden sollten.

Dr. med. Otto Wirth, der sein Handwerk in der thurgauischen Heilanstalt Münstertingen gelernt hatte, ist im Verlaufe seiner ärztlichen Karriere zu einem wirklichen Meister solcher

Torturen geworden, wahrscheinlich hat er sie in allen Varianten applizieren lassen, und im längsten bekannten Fall soll es einem Patienten laut «Beobachter» zehn Tage lang gelungen sein, im Deckelbad unversehrt zu überleben.

Aber Dr. Wirth war auch mit moderneren Methoden durchaus vertraut, wenigstens mit jenen, die etwas zur Disziplinierung beitragen konnten. Auch Elektroschocks, beispielsweise, setzte er strafweise ein, ganze Schläfsäle soll er der Reihe nach «durchgeschockt» haben – und mit damaligen beruflichen Praktiken, sagen heutige Psychiater, stand Dr. Wirth in der Psychiatrie seiner Zeit natürlich nicht alleine.

Wie manche andere Patienten hat auch Ulrich Gantenbein seinen behandelnden Arzt Dr. Wirth den «Verrückten-Wirth» genannt. Das hat jedoch nichts genützt, und wegen dem Fall Gantenbein musste der Direktor noch lange nicht zurücktreten.

★

Wir wissen nicht, welche Version der Deckelbäder-Therapie an Ulrich Gantenbein nach seiner Flucht im April 1943 ausprobiert wurde. In den Akten ist lediglich festgehalten, dass er vorzeitig am 4. Tag aus dem Bad kam, «weil man es für einen andern brauchte». – In was für einem Zustand der Patient schon nach dem 1. Tag gewesen sein könnte, hat der «Beobachter» 1949 ebenfalls geschildert: «Der Kopf gleicht nicht mehr einem Menschen, die Augen sind angeschwollen, das Gesicht ist offen von diesem scharfen Wasser, die Füsse sehen wie ein Schwamm aus; stehen kann man überhaupt nicht mehr einige Tage. Das Gesicht ist wie rot, vom Aufliegen auf dieser harten Kante.» – Da man sie nicht einmal zu diesem Zweck herausliess, mussten Deckelbäder-Patientinnen und -Patienten ins Wasser scheissen und pissen.

«Die vielen Schockbehandlungen u. der Verlust der Zähne dabei tut weh, es geht rückwärts hier auch im Denken.»

Wenn sie müde waren, hingen sie mit dem Kinn in der Halsöffnung fest.

Gantenbein hat von dieser Behandlung, die er in Pfäfers zweimal und 1946 noch einmal in Wil verordnet bekam, später eventuell niemandem etwas erzählt. Berichtet hat er hingegen von dem, was ihm bei den Elektroschocks, bei den künstlich ausgelösten epileptischen Krämpfen passiert ist, zum Beispiel in Briefen an seine Frau.

Am 25. Juni 1943 schreibt Gantenbein u.a.: «Liebe Resti, es geht mir nicht gut. Ärger, Verdruß, Kummer, Sorge, Heimweh nach Dir u. den lieben Kindern. Die vielen Schockbehandlungen u. der Verlust der Zähne dabei tut weh, es geht rückwärts hier auch im Denken (...). Ich will gewiss nicht stricken, aber ich kann doch meine Zähne, die ich bei den vielen Schockbehandlungen los gelöst und deswegen verlor, teilweise schon ersetzen habe, nicht anheimschwer lassen. – Ich würde Euch die Zähne zwar schenken, wenn ich wieder nach Hause und sofort für die vernünftige Arbeit einstellen könnte. Wie glücklich wäre ich, wieder bei Dir und den lieben Kindern auf Sandbühl zu sein. Hier aber wende ich immer trauriger, auch schwächer u. vergesslicher nach jeder Schockbehandlung. Wenn ich wieder arbeiten darf an

Drauen Tisch sitzen kann, komm ich wieder zur Kraft und Freude. Es geht uns einigen Kollegen gleich, wir kontrollieren einander und helfen einander wie es geht. Wie vergesslicher wir werden von Woche zu Woche, verspüren wir beim Essen.

Der Nachbar Niklaus Vrsch berichtet: Als der Sandbühler aus St. Pirminsberg gekommen sei, hätten ihm zwischen den oberen Eckzähnen sämtliche Schneidezähne gefehlt. Vorher, versichert Niklaus Vrsch, seien sie noch dagewesen.

Auch der Anstaltsdirektor Dr. Wirth hat Briefe geschrieben. An das Bezirksamt Werdenberg in Buchs schreibt er am 25. August 1943 u.a.:

Während seiner Internierung in unserer Anstalt lernten wir Gantenbein als eine disharmonische und affektive psychopathische Persönlichkeit kennen, unbeherrscht, überheblich und mit einer Neigung zu Jähzorn. Symptome einer eigentlichen Geistesstörung im Sinne einer Schizophrenie konnten wir bei ihm keine finden, da er weder unter Sinnestäuschungen noch unter Wahnideen leidet. (...) Eine richtige Einsicht hinsichtlich der Notwendigkeit seiner Internierung ging ihm ab. (...) An eine Beschäftigung im Freien war nicht mehr zu denken, da er dauernd nach einer Möglichkeit zur Flucht sah. Doch bot die Durchführung einer Elektroschockkur die Möglichkeit, die sich bei ihm allmählich anstauenden Affektmassen jeweils zur Abreaktion zu bringen, sodass er seither wenn auch nicht verständiger, so doch ruhiger geworden ist.



Während man ihren Mann dergestalt folterte, während Ulrich Gantenbein auf diese Weise maschinell harmonisiert wurde, während man ein ums andere Mal sein Hirn unter Strom setzte, um ihn zu beschäftigen, während man seine Persönlichkeit vernichten wollte, seinen Freiheitsdrang und sein Heimweh, und ihm Verletzungen beibrachte, wie er selbst sie im grössten Jähzorn wie jemandem zugefügt hat, während man ihm sogar eine Einsicht in die Notwendigkeit dieser Behandlung abzwängen wollte – während das alles passierte, fing er aber, um in der Sprache des Psychiaters zu bleiben, auch die Affektmassen von Theresia Gantenbein allmählich an, sich zu stauen.

Dr. Wirth schreibt dazu am 25. August 1943:

Dass übrigens die zweite Frau ihn ungünstig beeinflusste, konnten wir nicht nur aus ihren Briefen, sondern auch bei ihren Besuchen in der Anstalt erkennen. Ihre Arroganz ging gelegentlich soweit, dass sie, die die Behörden wiederholt wegen ihres Mannes um Hilfe anrief, sich nicht scheute, nun über dieselben gehässig und kritisch zu schimpfen.

Theresia Gantenbein hatte inzwischen drei Kinder zu ernähren, ein viertes war unterwegs. Sie hatte sich mit Ulrich Gantenbein längst versöhnt. In immer heftiger werdenden Briefen an die Behörden und an den Anstaltsdirektor versuchte sie, ihn wieder frei zu bekommen.

In zwei Jahren wird Dr. Wirth auch die therapieren.



Grabs, Bezirk Werdenberg, im Sommer 1943. Unten das Dorf, die Rheinebene, oben der Grabser- und der Studnerberg. Unten ist fast in jedem Haus eine Stickmaschine gestanden, in der Krise sind die meisten verschrotten worden, seither gilt die Region als das Armenhaus des Kantons. Oben wird Stufenlandwirtschaft betrieben mit jeweils zwei, drei bis vier winzigen Gütern, den Heimwiesen, den Maierbergen und Alpen. Die Gemeinde Grabs hat in den vierziger Jahren vier- bis fünftausend Einwohner und Einwohnerinnen, drei- bis viertausend sind alleingesessene Bürgerinnen und Bürger. Vom Dorfrand an aufwärts wohnen lauter Alleingesessene. Von Dorfrand an aufwärts stehen die Höfe jeweils einzeln, jeder für sich und in sich zerstückelt. Viehzucht, jetzt im Krieg etwas Ackerbau. Es wird noch alles von Hand gemacht, gebeckelt und geschleppt, nur selten ein Kuhgespann. Der Studnerberg ist steiler als der Grabserberg, und die Zerstückelung setzt sich bis in die Alpen hinauf fort, die zwar mehrheitlich der Gemeinde gehören, von den Benutzern aber mehrheitlich individuell bewirtschaftet werden, einzelingig. Jeder sitzt auch sommers in seiner eigenen gepflanzten Hütte, in seinem «Alpsimmer», wie man hier sagt, alle sind mit allem irgendwie verwandt, beobachten einander, und vorwiegend heissen sie Eggenberger, Vrsch oder Gantenbein. Wenn sie heiraten, heiraten sie vorwiegend eine Eggenberger, eine Vrsch oder eine Gantenbein, und ehemals soll es in Grabs sogar verpönt gewesen sein, dass einer seine Eggenberger, Vrsch oder Gantenbein (Stricker, Lippauer, Willy usw.) aus einem anderen Dorfteil holte. Der Kindereichtum ist enorm. Die Auswanderung auch.

Wer nichts zu ernten hat, fällt eventuell der Armenbehörde zur Last, die Armenbehörde wird von der Gemeinde bezahlt. Die Gemeinde ist protestantisch und streng. Regelmässig werden Arbeitswillige, Alkoholiker, Rentente und andere Leichtfüsse vor den Gemeinderat

«... einen jähzornigen Mann und sonst keinen Kontakt»

zieren. Falls sie sich nicht bessern, werden sie zur Besserung in Anstalten versorgt. Armut kommt selten ganz unverschuldet.

Wenn zum Beispiel einer einen blühenden Hof besitzt, den schönsten am Studnerberg, und lässt ihn verlotern, vagiert in der Welt herum in diesen Zeiten und bringt seine Familie nicht richtig durch, dann braucht er sich nachher nicht zu wundern. Wenn zum Beispiel jemand eine Familie zerstört, sich einfach hineinbringt und dem Mann den Kopf verdrückt, die erste Frau vertreibt, sich einheiratet, und wenn das dann schief geht, dann braucht sie sich nachher nicht zu beklagen.

Auf dem Sandbühel kommen im Sommer 1943 die Kühe weg. Sie werden bei Nachbarn untergestellt, und den Nachbarn muss Theresia Gantenbein jetzt dankbar für jede Hilfe sein, obwohl die Nachbarn finden, sie pause nicht bei und sei frech. Sie muss sich ums Heu kümmern, um Kleinvieh, Kartoffeln und Krum, sie muss Tagelöhner beschäftigen (das kostet Geld, auch die psychiatrische Klinik wird eine Rechnung schicken), die Kinder aufziehen, sie ist schwän-



Elektro-Schock

Name: H. Waldemar Thomsen		Rovt:		Diagnose:		Kurtbeginn: 20.1.18		1918	
Datum:	10.01.18	11.	12.	13.	14.	15.	16.	17.	18.
Fall:	100	100	100	100	100	100	100	100	100
Zeit:	10	10	10	10	10	10	10	10	10
Wirkung:	+	+	+	+	+	+	+	+	+
Zusatzangaben: (erweitern):	100 100 100 100 100 100 100 100 100 100								



ELEKTRO-SCHOCK

101. 17.18.18

Name: Gantenbein H. 2001		Diagnose:		Kurtbeginn: 27. II. 1918	
Masse:	1	2	3	4	5
Zahl der Anfälle:	1	2	3	4	5
Oben:	+	+	+	+	+
Unten:	+	+	+	+	+
Wirkung:	+	+	+	+	+
Oben:	+	+	+	+	+
Unten:	+	+	+	+	+
Wirkung:	+	+	+	+	+
Oben:	+	+	+	+	+
Unten:	+	+	+	+	+
Wirkung:	+	+	+	+	+

-Heute Morgen wieder Tanz-Szenen. Einleitung einer Schlafkur.-

eingelangen u. jetzt in St. Jakob, hatst ihn jetzt, während sie lüht, wie sie zugebt, sehr für ihn eingetreten. (...) Nach d. Begleiter tanzte sie auf d. Strasse mit aufgelösten Haaren u. sang, viel immer «Teufel, Teufel». Wollte ins Krankenhaus, kam in den Arrest, wo sie wieder lühte, daher nach St. Fimindb.

11.4.45: Wurde in Pavillon verbracht, wo sie weiter lühte. Erhielt Elektroschock (zunächst 2 abortiv), wollte aus diesem nicht erwachen; erst mit Moscop ruhiger. Spuckte Arzt ins Gesicht: er sei verrückt. – Heute Morgen wieder die Tanz-Szenen. Einleitung einer Schlafkur.



Vor der Einweisung hatte ihr die Gemeinde Franken 100.- monatliche Unterstützung bezahlt. Weitere hundert Franken trug der Hof noch ab. Als alleinstehende Mutter war sie bevormundet worden.

Der Mann im Kneit, obwohl eigentlich niemand wusste, was er verbrochen hatte. Die ungetreue Ehefrau zuerst im Gemeindearrest (tanzen und singen) und dann zur Beruhigung ein bisschen elektroschocken, ein bisschen Morphinum (Moscop), ein bisschen betäuben (Schlafkur).

Als nächstes wurden die Kinder gerettet. Doch vorher musste der (irrigewählte, sozialdemokratische) Gemeindevammann noch schnell ein anderes Problem lösen:

Armenbehörde Grabs
Kanton St. Gallen
Grabs, den 20. Juli 1945

An die
Direktion der kant. Heil- & Pflegeanstalt St.
Fiminsberg in Pfäfers

Wie uns mitgeteilt wird, schwärmt die dortige Insassin, Frau Gartenbein Theresie für einen gewissen Eggenberger Christian von Grabs, mit welchem sie auch im Briefwechsel stehen soll.

Wir möchten Sie nun höflich ersuchen, sofern es Ihnen möglich ist, sich in den Besitz der Briefschaften zu setzen, & dieselben zur Einsichtnahme anher zu senden.

Frau G. soll, wie man uns sagt, solche Briefe besitzen.

Hochachtungsvoll
Der Gemeindevammann:
Jakob Versch

«Ein abschreckendes Bild von der sittlichen Verkommenheit»

Im Sommer 1960 ist Maria Theresia Wilhelm, geschiedene Gantenbein, spurlos aus Grabs/SG verschwunden. Dreissig Jahre später rekonstruieren David und Fred Gantenbein die Geschichten, die ihre Mutter, die sie kaum kannten, zum Verschwinden brachten.

Im ersten Teil hatte der Grabser Wildhüter Gantenbein ein ausser-eheliches Verhältnis zu einer österreichischen Serviertochter und ohrfeigte den Gemeindeammann, der ihm dieses Verhältnis verbieten wollte. Gantenbein kam dafür in die psychiatrische Klinik, die Serviertochter wurde ausgewiesen.

Im zweiten Teil heirateten die beiden, und Gantenbein kam zum zweiten Mal in die Klinik.

Im dritten Teil lebte seine Frau mit den Kindern als Fremde auf dem Studnerberg und wurde – als sie eines Tages mit offenen Haaren sang und tanzte – ebenfalls versorgt.

Nun hat sich die Psychiatrie auch ihrer bemächtigt. Nach einem ausser-ehelichen Verhältnis werden ihr die Kinder weggenommen, und am Ende wird ein Teil von Theresia Gantenbeins Gehirn wegoperiert.



Es gehört zur Geschichte von Theresia Hiltlino, verheiratete Gantenbein, dass man immer wieder bei der Biografie ihres Mannes ansetzen muss, um jenseits der ärztlichen und amtlichen Dokumente überhaupt etwas von dieser Frau zu erfahren.

Ulrich Gantenbein, der Sandbühler, hat zum Beispiel seine Einschliessungen stets als eine Folge seiner persönlichen Feindschaften angesehen. Tatsächlich wurde Gantenbein von derselben Anstaltsperson, die er 1936 großzügig hatte – vom Grabner Gemeindevorstand Burkhard Grüssli –, zweimal in die psychiatrische Klinik (1936 und 1943) und einmal in die Arbeiterziehungsanstalt (1944) gesteckt. Ausserdem hat Grüssli in seiner Eigenschaft als Bezirksrichter und späterer Gerichtspräsident Ulrich Gantenbein mehrmals wegen Jagdrevells verurteilt und mit hohen, für einen Bergbauern jedenfalls kaum mehr bezahlbaren Bußgeldern belegt.

Grüsslis Vorgehen war vermutlich legal, er war für diese Massnahmen auch nicht ganz alleine verantwortlich, und von den vorgesetzten Instanzen wurden sie meistens sanktioniert. Als belangen galt Burkhard Grüssli anscheinend nie.

Ulrich Gantenbein hat auch die Psychiatrisierung seiner zweiten Frau stets als eine Folge solcher persönlicher Feindschaften und der daraus entstandenen Probleme angesehen. Tatsächlich befand sich Theresia Gantenbein, die in Grabs nahezu vollständig isoliert war, seit der administrativen Verwahrung des Sandbühlers häufig im Streit mit den Behörden, welche ihren Mann nicht mehr freilassen, die Frau unter Vormundschaft stellten und sie mit ihren Kindern zur Fürsorgeempfängerin machten. Dazu wurden Theresia Gantenbein neuerdings ausserordentliche Beziehungen nachgesagt, u.a. zu einem Mitglied des Gemeinderates – und dieselbe Gemeindeverwaltung von Grabs (der Burkhard Grüssli inzwischen nicht mehr angehörte) hat sie schließlich (mit ärztlichem Attest) in die psychiatrische Klinik bringen lassen.

Auch bezüglich Theresia Gantenbein hat sich nie jemand als belangen erklärt. Der Zustand, der zu ihrer Internierung führte, im Frühjahr 1945, wurde zwar im Einweisungsergebnis mit dem *«schlechte ethische und familiäre Verhältnisse»* begründet, dass aber diese Verhältnisse von Anfang an durch die einliefernden Behörden und durch die Psychiater entscheidend mitgestaltet worden waren, haben die Begutachter und Therapeuten nie berücksichtigt.

In Wirklichkeit hat Theresia Gantenbein erst eine eigenständige überlieferte Geschichte von dem Moment an, in dem sie psychiatrisch eingesperrt wird. Visher erscheint sie auch in den meisten mündlichen Erzählungen immer bloss als ein ständes, bedrohliches Anhängsel ihres Mannes. Seit dem Moment ihres Auftauchens als Kranke jedoch wird neugierig beinahe alles, was sie Auffälliges tut oder unterlässt, akribisch festgehalten und als Symptom interpretiert bzw. gegen sie verwendet.

Um die alltägliche, unbekanntere Vorgeschichte dieser Patientin, um ihre Situation in Grabs, haben sich die Psychiater so wenig gekümmert wie um mögliche Komplotten gegen die Gantenbeins.

Aus der Sicht der Psychiater hat sie jetzt einfach nicht mehr richtig funktioniert: Sie leidet an psychotischen Erregungszuständen.

Theresia Gantenbein hatte also gesungen, irgendwo auf den Wegen oberhalb des Dorfes. *«Sie hat oft gesungen»*, sagt einer ihrer Söhne.

«Sie hat gerne gesungen», doch diesmal passte es nicht in den Rahmen. Wahrscheinlich brauchte sie Hilfe, sie *«wollte ins Krankenhaus»*, steht in den Akten. *«Lam in den Arreststandessen, dort sang sie weiser, daher nach St. Pirminsb.»*

Es ist Dienstag, der 10. April 1945, in St. Pirminsb./Pfäfers erzählt sie, sie habe sich am Samstag seit Jahren zum ersten Mal ausweinen können, sie erzählt vom Tod eines Bruders (im Krieg) und der Mutter (1944) und dass sie ihren Mann (für den sie *«sie sie liebt»*, früher sehr eingetreten war) inzwischen hasse. Sie will nichts mehr von ihm wissen. Sie singt den Namen einer Jugendliebe. – Aber mit dem Singen und Ausweinen ist es jetzt zu Ende. In den nächsten drei Wochen erlebt die vierunddreissigjährige, verzweifelte und unglückliche Mutter von fünf Kindern die folgenden Behandlungen: Elektroschocks (am ersten Tag zur Beruhigung), Morphin-Scopolamin (Moscop.; Beruhigung), Schläfkur (7 Tage Barbisurat; Beruhigung), Morphin-Scopolamin (Beruhigung), Elektroschocks (Beruhigung). – Dazwischen ist sie zeitweise *«ruhig u. nett»*, zeitweise *«ziemlich irrhaf»* oder *«euphorisch»*, und je nachdem erfolgen die medizinischen Applikationen. Den Elektroschock hat sie bereits aus den präzisen Schilderungen ihres Mannes gekannt. Elektroschocks wurden zu jener Zeit noch ohne Narkose und ohne muskelentspannende Mittel verabreicht. Sie waren überaus schmerzhaft, ein epileptischer Krampf, eine Ohnmacht, ein Schock und lange Nachwirkungen vor allem im Rücken. Beschädigungen des Hirnes (Gedächtnisverlust), vielleicht auch des Körpers (Knochenbrüche, ausgebissene Zähne). – Nach ihren ersten Elektroschocks will Theresia Gantenbein aus der Ohnmacht nicht mehr erwachen, als sie erwacht, und bevor sie wegen des Morphiums wieder abtaucht, hat sie gerade noch die Gelegenheit, dem Arzt ins Gesicht zu spucken und ihm mitzuteilen, *«er sei verrückt»*.

Weitergehende Therapien gibt es vorläufig nicht. Frau Gantenbein arbeitet in der Glättereis, solange sie nicht etwa durch erneutes *«innere Singen»* wort (dann wird sie sofort wieder behandelt) – niemand sucht das Gespräch mit ihr (in den Akten ist nichts dergleichen vermerkt). Sie möchte sich scheiden lassen, gibt sie bekannt. Sie schreibt ein paar Briefe, von denen nicht alle abgeschickt werden. Sie erkundigt sich vor allem nach ihren Kindern, doch die Kinder sind im Heim, und während der Mutter das Elend immer wieder wegbetäubt wird, bereiten die Behörden den nächsten Schritt vor.

Der Entzug der Kinder fand im November statt. Vorher war der neugewählte Gemeindevorstand von Grabs, Jakob Vetsch, noch ziemlich aktiv geworden. Er hatte nach St. Pirminsb. geschrieben und die Anstaltsdirektion heftig ersucht, *«sich in den Besitz der Briefschaften von Frau Gantenbein mit einem »gewissen Eggenberger Christian von Grabs« zu setzen, für den die »altrige Jesuzin« schwärme»*.

Es gibt im heutigen Bezirk Werdenberg einige Dutzend Eggenberger Christian, es gab sie schon damals, man kann deshalb mit dem

Namen relativ offen umgehen, besonders weil der betreffende Eggenberger Christian überhaupt nicht existierte. Der Name Christian Eggenberger, das wurde viele Jahre später auf Betreiben von Ulrich Gantenbein polizeilich bestätigt, war ein Pseudonym. - Christian Eggenberger war ein Grabsber Bürger, der bei Theresia Gantenbein unter falschem Namen auftrat.

Ihm hat das offenbar nicht viel geschadet, aber Theresia Gantenbein wurden nach dem Beweis dieser Liebschaft im Herbst 1945 die Kinder entzogen. - Nicht allein deswegen, offiziell jedenfalls nicht, doch die Gründe, die ausserdem angeführt wurden, die zerrütteten Umstände, das Hin und Her in der Ehe, der Streit und die Fluchten - das alles war jedenfalls nicht 1945 geschehen; die Ehe war faktisch seit 1944 getrennt (oder Mann versorgt); die Scheidung war angekündigt (die Frau hatte sich vom Mann distanziert); und wenn sie wirklich krank war, hätte man eigentlich den Verlauf ihrer Krankheit abwarten können, bevor über die Kinder entschieden wurde. Man hätte ihr helfen können. Aber wer wollte ihr helfen? Höchstens einer -

St. Gallen, den 24. Juni 45.
An die Direktion Pirminsberg!
Ich möchte Sie bitten, für meine Frau Theresia Gantenbein von Grabs etwas zu tun, dass sie ihr verlorenes Vertrauen zur Menschheit wieder zurückgewinnt so gut wie möglich. Möchten Sie derselben so viel Liebe als möglich zukommen lassen, auch von den Angestellten ihrer Anstalt, ich bitte Sie darum. Es handelt sich um eine junge Frau und Mutter von fünf gesunden lebensfrohen Kindern. All das schwere Leid, das die Verlassene alleine zu tragen müssen glaubte, sowie die teilweise schlechte Geminnung von Menschenchen, deren Mangel an Liebe und Verständnis, haben ihren Zusammenbruch rascher herbeigeführt. Möchten Sie mich bitte über das Befinden meiner Frau benachrichtigen lassen.
Hochachtungsvoll
Gantenbein Utr. 320
Strafanstalt St. Gallen

Doch Liebe und Verständnis waren weiterhin nicht eingeplant. Der Entzug der Kinder blieben konnte planmässig erfolgen - per Entscheld des Bezirksamtes Werdenberg, dem die zuständige Jugendkommission -wie also *berühmter Bild von der stichlichen Verleumdung des Ehepaars Gantenbein*- gegeben hatte. Im November 1945 schreibt das Bezirksamt:

Währendem der Ehegatte zufolge Arbeitsscheu und Liederlichkeit sowie gemeingefährlicher Bedrohung in St. Pirminsberg, Wt. Saxmet, Bitz und nun in St. Jakob versorgt werden musste, war es seine zweite Gattin, die in seinem Haushalt als Dienstmagd lebte und ihm vornehmlich zwei Kinder gebar. Nach der Verheiratung mit der zweiten Gattin kam es in der Familie Gantenbein häufig zu den grössten Familienzeilen, die damit endeten, dass die Gattin mit ihren Kindern, vom Ehemann und Vater vom, wiederholt im Bürgerheim Grabs

Zulucht nehmen musste. Die Zerwürfnisse waren schliesslich derart, dass die Eheleute nicht mehr zusammenlebten und wiederholt auf dem Bezirksamte Strafklage gegen einander führten.

Über den Inhalt solcher Strafklagen erfahren wir nichts und auch nichts darüber, wie sich denn diese -zünftige Verkommenheit- tatsächlich auf die Kinder ausgewirkt haben soll. Das Befinden der Kinder war nämlich nie recheckiert worden, obwohl die Behörden ja sonst oft genug in das Familienleben der Gantenbeins eingegriffen hatten. - Entscheidend waren, wie gesagt, neben den früheren, überhaupt nicht mehr aktuellen Verhältnissen vor allem der seitherige Lebenswandel und die Hospitalisierung der Mutter, ihre Versuche vielleicht, sich aus den Verhältnissen zu befreien. - Das Bezirksamt fährt fort:

Zufolge Hysterie musste anfangs April 1945 auch Frau Gantenbein in St. Pirminsberg versorgt werden. In einer anderen Strafsache ist aktenmässig erwiesen, dass dieselbe seit der Internierung ihres Mannes in St. Jakob sich des Ehebruchs schuldig gemacht hat. Die Jugendschutzkommission kommt daher zum Schluss, es sei den Eheleuten Gantenbein die elterliche Gewalt über die genannten (...) Kinder zu entziehen.

Und im Rekursverfahren bestätigt der St. Galler Regierungsrat am 10. Dezember 1945:

Die Frau hat sich während der heutigen Internierung ihres Mannes des Ehebruchs schuldig gemacht und musste anfangs April 1945 in St. Pirminsberg versorgt werden wegen eines hochgradigen maniform-psychotischen Erregungszustandes.

Was den Vater betraf, so war der Entzug der elterlichen Gewalt nach seiner administrativen Verwahrung (und Bevormundung) offenbar ohnehin nur noch eine juristische Formsache. Ihn hatten die Behörden so oft für gefährlich erklärt und aus der Gesellschaft weggeworfen, und der Mutter warfen sie nun vor, dass sie es mit diesem Mann nicht immer ausgehalten hätte bzw. ihm unreis geworden war. Egal, wie sie es machte, es konnte nur falsch herauskommen. - Der Regierungsrat stellt fest:

Es erscheint fraglich, ob die Mutter, wenn ihr ~~statt~~ die elterliche Gewalt überlassen würde, gegenüber dem Vater die nötige Festigkeit hätte, wenn dieser wieder einmal aus seiner administrativen Versorgung entlassen ist. Nach den gemachten Erfahrungen sind die Beziehungen der Rekurrentin zum andern Geschlecht derart, dass die Kinder, wenn sie ihr belassen würden, ohne Zweifel Schaden nehmen müssten.

Inhaltlich nicht eingeleitet ist der Regierungsrat auf den Einwand der Rekurrentin, sie habe sich mit ihrem Ehemann doch eigentlich bloss -nach dem Prinzip- einiger Grabsber -Vergewaltigungen- verhalten, die -als erwirzener Ehebrucher in Grabs und Umgebung bekannt- seien, und sie werde sich deshalb w.a. an den Gerichtspräsidenten Grävisli und an den Bezirksammann Eggenberger wenden -und sie hätte, nicht als gerichtswertig im Sachen Ehebruch zu verurteilen, da diese aus eigener Erfahrung nicht am besten zu ihrem and. meinem Interesse vertheidigt werden-. - Der Regierungsrat

rat stellt fest:

Auch sie kann es nicht lassen, Anzusperrungen schwer in ihrer Ehe anzugreifen.

- Protokoll vom 10.12.45, Theresia Gantenbein, der selber nie eine Ehe zugestanden worden war in Grabs, verlor einstweilen vier Söhne (die Tochter lebte in Österreich), der älteste war sieben, der jüngste zwei Jahre alt. Zuerst blieben sie im Heim, dann riss man sie auseinander und brachte sie zu Bauern. Sobald sie arbeiten konnten, mussten sie ihren Lebensunterhalt als Verdienstgütern verdienen.

★

Nach ärztlicher Meinung ist Theresia Gantenbein nicht mehr grund geworden. Zwischen 1945 und 1960 verbrachte sie 140 Monate in der psychiatrischen Klinik. Dass sich ihr Zustand durch den Kindesentzug 1945 verschlechterte, lässt sich nicht mit Sicherheit beweisen - die Psychiater sind dieser Frage nicht nachgegangen. Auch sonst lassen sich aus heutiger Perspektive Ursachen und Wirkungen, Krankheitssymptome und Behandlungsfolgen nur schwer unterscheiden. - Überhaupt, wo sind eigentlich die Symptome? Die Notizen in der offiziellen Krankengeschichte beschäftigen sich vorwiegend mit disziplinarischen Dingen: Offensichtlich ist die Patientin «schwer zu führen» und zeigt «immerhin Krankheitsrisiko». Immer wieder hat dieses «rarige Verhalten» (wie die Grabser sagten) irgendwelche «Erregungszustände», die sich dann so äussern, dass sie zum Beispiel «Unruhe erfährt oder Schüchternheit erlebt, die andere Kranken ärgert und nicht und (...) mit ihnen in Zank gerät» oder dass sie «besonders nachts überflüchtig in erotischer Weise den Papst, die Kirche, die Anstalt, ihren Mann auf» beschimpft, und - «Jeweilige E.S. (Elektroschock) + Brom/Luminal bringen mehr oder weniger Beruhigung» (20.1.46).

Die Beschreibungen des Krankheitsverlaufes sind voller Empörung abgefasst. Der Patientin wird nach und nach ein richtiges Sündenregister eröffnet. Zwar gilt sie als krank, und man behandelt sie wegen einer maniformen Psychose mit den schärfsten Therapien der Zeit, aber ihre Akten lesen sich, als ob sie nicht in ein Hospital für Geistesranke, sondern in eine Kaserne oder in ein züchtiges Internat eingeliefert worden wäre. Ihre beklagten und bestrafte Handlungen sind aus heutiger Perspektive von erschütternder Normalität. - Rekapitulierender Eintrag am 6. April 1946:

Derselbe wechselbare Zustand in etwas abgeschwächter Form. Beharrt auf der Scheidung von Ulrich Gantenbein. Den Behörden droht sie - auf freien Fuss gesetzt - mit Prozess wegen Entziehung der ehelichen Gewalt und so langer Freiheitsberaubung. Von Zeit zu Zeit ist sie immer wieder störend und ärmend, streitsüchtig und rechthaberisch. Hat ein Mundwerk, das hart und tödlich, ist von ihrer Arbeitsleistung sehr eingenommen und fühlt sich als Erste der Pat. In Wirklichkeit verrichtet sie jedoch mehr mit dem Mundwerk als mit der Hände Arbeit. Von Krankheitsneugier keine Spur.

Als Höhepunkt ihrer Frechheit wird zum Beispiel dargestellt, dass sie gelegentlich aus mit Büstenhalter und Hose bekleidet in der Stuben-Tankstelle vollfähre. Oder dass sie aus der Frauenabteilung heraus Kontakte mit Männern suche. - Immer wieder verschaffen Elektroshocks, Schlaf- und Beruhigungsmittel Abhilfe gegen solche Ungehörlichkeiten, und am 1. Mai 1946 kann sie «als ehew. geburtsunfähig» entlassen werden.

★

Frau Theresia Gantenbein-Wilhelm, «Sandbühl», Grabs.

16. November 1946.

Sehr geehrte Frau Gantenbein,

Auf Ihr Schreiben vom 9. ds. Mts. müssen wir Ihnen mitteilen, dass Sie als Patientin in unserer Anstalt weilen und somit nicht berechtigt sind, einen Anspruch auf Lohn zu erheben, zumal Sie ja entsprechende Kurbehandlungen genossen. Die leichten Hausgeschäfte, die Sie bei uns verrichtet haben, sind ärztlicherseits als Arbeitstherapie verordnet worden und es steht nicht im Bereich des Möglichen, Sie hierfür zu entlohnen. Bei uns gelten dieselben Bedingungen wie in Spitälern; die Kranken können dort bei Entlassung ebenfalls keinen Lohn fordern (...) - indem wir Ihnen weiteres Wohlergehen und recht gute Gesundheit wünschen,

grüssen wir Sie freundlich.

Für die Direktion

i.A. der Sekundärarzt

★

Herbst 1946. Während Theresia Gantenbein wieder auf dem Sandbühl lebt und in der Uniformfabrik Knoll in Altstätten arbeitet, weil drei ihrer Kinder dort in einem Kinderheim untergebracht sind, wird Ulrich Gantenbein aus der Strafanstalt St. Jakob (St. Gallen) ins psychiatrische «Asyl Wil» überführt. Gantenbein hat in St. Gallen eine Zelle demoliert; bei der Aufnahme in Wil demoliert er eine Fensterscheibe, verletzt sich und kommt sofort für eine Nacht ins Deckelbad. Anschliessend werden ihm Elektroshocks verpasst (150 Volt, 0,2 Sekunden lang durch den Kopf).

Gantenbein sitzt immer noch ohne Urteil, einfach auf Verwaltungsbeschluss. Gegen den Entzug der Kinder hat er ebenfalls rekurren, und der Regierungsrat hat seinerzeit notiert: «Er bestreitet, dass er arbeitslos und lediglich ist, nicht aber jeden Beweis für seine Behauptung schuldig». - Die Zelle hat er wahrscheinlich demoliert, weil er jetzt auch noch von der Unzureichung seiner Frau erfahren hat. Die Ärzte merken das aber nicht, oder sie wollen es nicht wissen, und wenn er die Pseudogeschichte erzählt und angeblich überall «Feinde und Verführer wittert», dann notieren sie: «Immer noch voller Wahnidee».

Der heute einundachtzigjährige Gregor G. aus Grabs, der zur gleichen Zeit auf Beschluss des Grabser Gemeinderates in Wil einsass und dem Sandbühler dort getroffen hat, berichtet, Gantenbein sei geistig aber «besser beisinnend» als die Ärzte, und da er auch stärker

gewesen sei als die Pfleger, habe sich bald niemand mehr getraut, ihn zu behandeln. Man habe ihn dann «einfach martern lassen». – Georg G. erzählt ausserdem, dass in Wil die Elektroschocks serienweise im Schlafsaal verabreicht wurden; der Apparat sei auf einem fahrbaren Gestell montiert gewesen, damit sei der Arzt von Bett zu Bett gefahren, man habe zuerst die Zuckungen der Bettnachbarn beobachten können, dann sei einem selber eine Art Kopfhörer übergestülpt worden, es habe einen Chilapf oder einen Zwick gegeben, und weg sei man gewesen. Die Patienten seien vor der Behandlung normalerweise nicht gefesselt worden, wer jedoch die Prozedur schon gekannt habe, sei natürlich versucht gewesen, Widerstand zu leisten, und sei eventuell dann gefesselt worden. – Georg G. erinnert sich, dass in Wil ausserdem viel geschlagen wurde. Ein Bettwärter zum Beispiel sei voller blauer Flecken gewesen, weil ihn ein Pfleger jeden Morgen verprügelt habe, genau so sei es einem Mann aus Wildhaus ergangen, der «vermutlich wegen Homosexualität versorgt gewesen sei und «irregelmässige Anstände» gehabt habe. – Von den Deckelbädern weiss Georg G. zu berichten, dass sie nicht von den Pflegern selbst, sondern von Mispatienten eingerichtet wurden, und dass sie immer entweder zu heiss oder zu kalt gewesen seien. In einigen Fällen habe es Ueberkühlungen gegeben, in anderen Fällen Verbrennungen. – Deckelbäder, Elektroschocks und Insulin-Behandlungen (künstliches Koma) seien meistens angewandt worden, wenn jemand frech geworden sei zu einem Arzt; aber manchmal, sagt Georg G., seien auch Leute drangekommen, die eigentlich gar nichts angezweifelt hätten, einfach so – oder; nicht immer bloss disziplinarisch, gelegentlich auch aus tieferen therapeutischen Gründen. – (Es herrschte Personalmangel in den Kliniken, sagen heutige Psychiater, und es gab noch keine Neuroleptika. – Georg G., der auch einmal in einem Münchener Gestapo-Lager inhaftiert war und dort verhört wurde, meint: Im Vergleich zu Wil sei die Behandlung in München nicht schlechter gewesen.)

Georg G. also. Er heisst ebenfalls Gantenbein, aber mit dem Sandbühler ist er nicht verwandt, und nach Grabs will er nie mehr zurück. – Die Wit des Sandbühlers kann Georg G. gut verstehen. Auch die Eifersucht übrigens, weil es in Grabs in anderen Fällen tatsächlich vorgekommen sei, dass Männer verunglückt wurden und Behördenmitglieder nachher mit deren Frauen Verhältnisse eingingen.

★

Am 23. Dezember 1946 darf Ulrich Gantenbein seine Frau und einige Kinder in Begleitung eines Pflegers besuchen. Am 25. Dezember hecht er aus, entweicht nach Grabs. Seine Frau nimmt ihn auf, später gibt es Streit, am nächsten Tag zieht sie aus, platzt im Dorf unten in eine Gemeindevorversammlung und verlangt, endlich geschieden zu werden (sie verlangt das seit mehr als einem Jahr). Der Gemeinderat kommt jedoch «in gleich» zur Ansicht, «dass Therese Gantenbein nicht mehr ganz normal sei». Und um «über die Festlage der Situation auszuweichen zu können, bräcker man Therese Gantenbein am Sonntag bis zum Tag der Einweisung in den Anstalt».

Am 3. Januar 1947 ist sie wieder in Pfäfers. Er ist am 8. Januar 1947 wieder in Wil.

Er kommt nach einer Woche vorläufig frei.

Sie kommt erst im Juni wieder frei. In der Klinik lässt sie sich nur noch mit Wilhelm anreden und spricht aus Protest gegen die schweizerische Internierungspraxis eine Zeilang nur noch hochdeutsch. Die Symptome haben sich nicht verändert – wieder wird ein Sündenregister über ihre Frechheiten erstellt. Wieder wirken diese Frechheiten angesichts der Umstände aus heutiger Perspektive erschreckend normal. – Die Diagnose lautet noch immer: «moniform-psychotische Erregungszustände», ohne weitere Präzisierungen.

Bei ihrer Entlassung ist sie hochschwanger. Einige Wochen lebt und arbeitet sie zusammen mit ihrem Mann als Angestellte auf einem Bauernhof in Wildhaus, und im September 1947 bringt sie im Krankenhaus von Rankweil in Vorarlberg Zwillinge zur Welt. Wahrscheinlich damit ihr diese Kinder (ein Mädchen und ein Knabe) nicht ebenfalls entzogen werden, will sie in Österreich bleiben. Da sie aber die Staatsbürgerschaft nicht mehr besitzt und durch ihre Heirat Schwizern geworden ist, wird sie nach kurzer Zeit ausgewiesen. Nach einem Jahr werden ihr die Zwillinge entzogen. Inzwischen ist sie geschieden.

Am 14. September 1948 werden ihr die Zwillinge weggenommen. Über die Gründe ist nichts bekannt. Weil sie sich wehrt, bringt man sie in den Gemeindearrest und am nächsten Tag erneut mit einer «reaktiven Psychose» nach St. Pirminenberg. Diesmal bleibt sie zehn Jahre in Pfäfers. Die Ärzte diagnostizieren «Schizophrenie», präziser dann «Kasus»». Ulrich Gantenbein ist inzwischen wegen «Herrmannsbau» wieder in Wil eingesperrt worden, dort bricht er aus, kommt wieder in die Strafanstalt – auch jetzt ohne Gerichts Urteil.

★

Strafanstalt St. Gallen

Direktion

St. Gallen, den 2. Juni 1949

Sehr geehrter Herr Doktor,

Wie Sie wissen dürfen, befindet sich der Mann von Frau Resie Gantenbein (...), Ulrich Gantenbein von Grabs SG in unserer Anstalt (administrativ verwahrt). Andererseits ist Frau Gantenbein in Ihrer Anstalt interniert.

Der genannte U. Gantenbein übergab uns dieser Tage seine ihm auf den Geburtstag d. 9. Mai übergebene Geburtstagschokolade, mit dem Ersuchen, die Schokolade seiner Frau mit einem freundl. Gruss zuzusenden. Wir kommen diesem Wunsche ohne weiteres nach, indem während des Strafvollzugs in unserer Anstalt, im Falle des U. Gantenbein ganz besonders wichtig, ein solches Übersenden gewiss zur Beruhigung des Gantenbein beitragen kann. Wir überlassen die Art und Weise der Schokolade-Übergabe an Frau G. ihrem bewährten Gutfinden, möchten aber im Interesse der Entlastung unsererseits eine kurze Bestätigung der Abgabe. Besten Dank für die Freundlichkeit.

Mit Hochachtung zeichnet

Direktion

Der Sekretär

1 Schokolade (Beilage)

4 6 49

An die Direktion der
Strafanstalt St. Gallen

Sehr geehrter Herr Direktor!

Wir haben Ihre Sendung Frau Wilhelm Ivor
der Scheidung Frau Gantenbein überge-
ben. Die Patientin hat den Kindern die
Schokolade weitergeschickt.

Mit vorzüglicher Hochachtung

F.d. Direktion



Theresia Wilhelm, geschiedene Gantenbein, absolviert inzwischen weitere Schlaf- und Elektroschock-Kuren. Die «gewünschte Wirkung» tritt jedoch nicht ein, und die Patientin ist immer noch frech und unruhig. Die Ärzte konstatieren im Laufe der Zeit Wahnideen, Zerrfährtheit, Bewegungsstörungen, verbale Obszönitäten usw. Bisweilen verdrift sie in Pfäfers «die ganze Atmosphäre des Hauses», heisst es in der Krankengeschichte. Damit «die Patientin ruhiger wird, sich leichter pflegen lassen wird», empfiehlt die Direktion am 29. Juni 1950 eine Hirnoperation, welche «in der Schweiz neuerdings häufig ausgeführt» werde. Der Eingriff heisst präfrontale Leukotomie (oder Lobotomie), es wird dabei ein Teil des Frontallhirnes vernichtet. Die Armenbehörde von Grabs, die vom neuen Pirmiansberger Direktor Dr. Hans Wehrle in der Sache konsultiert wird, ist mit der Operation einverstanden, und die Armenkassa leistet Kostengutsprache.

Theresia Wilhelm wird nicht gefragt.

«Sie rief ihre Klage Worte, obwohl keine Zuhörer da waren»

Es begann damit, dass der Grabser Wildhüter Ulrich Gantenbein ein ausserordentliches Verhältnis zu einer österreichischen Serviertochter hatte. 1936 ohrfeigte Gantenbein den Gemeindeamann, der ihm dieses Verhältnis verbieten wollte. Dafür kam er in die psychiatrische Klinik, und die Österreicherin wurde ausgewiesen. Später heirateten die beiden. Gantenbein kam zum zweiten Mal in die Klinik, und die Frau lebte mit ihren Kindern als Fremde in Grabs. Als sie eines Tages mit offenem Haar tanzte und sang, wurde sie ebenfalls versorgt. Die Kinder nahm man den beiden weg. Die Eltern erlebten alle zeitgenössischen Stationen der Psychiatrie und der administrativen Verwahrung.

In dieser letzten Folge werden die Eltern weiterbehandelt, und die Kinder werden vor der stütlichen Verderbnis gerettet. Am Schluss ist der Vater zwar frei, doch die Mutter, Maria Theresia Wilhelm, geschiedene Gantenbein, verschwindet auf rätselhafte Weise aus Grabs.



Im Jahre 1935 präsentierte der portugiesische Chirurg *Egas Moniz* der Öffentlichkeit eine neue Operation, die er als revolutionär bezeichnete und als bestens geeignet, um Schizophrenie, Alkoholiker, Homosexuelle sowie politische Dissidenten von ihrer Andersartigkeit gründlich zu befreien. Egas Moniz hatte seinen Eingriff, der ihn sogleich berühmt machte, bei chirurgischen Experimenten an sozialen Aussenseitern entwickelt, welche ihn und seinen Mitarbeitern von der portugiesischen Salazar-Diktatur extra für denartige Zwecke zur Verfügung gestellt worden waren. Bei den Operationen verlor die Operierten jeweils einen Teil ihres Gehirnes, und zur Belohnung für diese Methode erhielt Egas Moniz 1949 den Nobelpreis.

In den fünfziger Jahren waren die psychiatrischen Kliniken der westlichen Welt mit Patientinnen und Patienten gefüllt, denen ein Teil des Gehirnes fehlte. Die *«präfrontale Leukotomie»* oder *«Leukotomie»* des Dr. Moniz war unter Psychiatern mittlerweile sehr beliebt geworden, besonders seit der amerikanische Chirurg *Walter Freeman* das Verfahren entscheidend vereinfacht hatte. Freeman soll es einmal gelungen sein, an einem einzigen Nachmittag fünfunddreissig Frauen zu *«lobotomisieren»*, d. h. irreversibel zu Krüppeln zu schneiden; er beschränkte sich dabei auf eine Lokalanästhesie und benutzte ein Gerät, das einem Eispickel ähnlich sah und mit dem er den Patientinnen unter dem Augenlid in den Schädel eindrang und darin herumstocherte, bis die Verbindung einer bestimmten Abteilung des Frontalhirnes mit dem Rest des Krüppers nach seinen physiologischen Kenntnissen unterbrochen war.

Auch in der Schweiz wurde mit der *«präfrontalen Leukotomie»* eifrig experimentiert. Es blieben Experimente bis zum Schluss, denn über die Wirkung, die der Eingriff anrichtete, liess sich wissenschaftlich wenig sagen. Operiert wurde auf der Grundlage einiger obskurer Vermutungen über angebliche *«Ausgangspunkte»*, die es zu durchtrennen galt, und beabsichtigt war im wesentlichen die mechanische Verwundung von Gefühlen.

Gegen fünf Prozent der Behandelten sind unerbittlich gestorben. Die andern wurden in der Regel etwas ruhiger, stiller, reduziert und angepasst. Manche konnten sogar als *«erholt»* entlassen werden, nicht selten handelte es sich dabei um Hausfrauen, denen man offenbar am ehesten unterstellte, dass sie den Ansprüchen der bürgerlichen Wirklichkeit auch mit einem teilweise amputierten Gehirn noch genügen. Andere gerieten durch die Operation gerade in jenen Zustand, der den Psychiatern für eine lebenslange, ordentliche Anstaltskarriere als geeignet erschien. Sie waren jetzt problemlos zu halten.

Maria Theresia Wilhelm wurde am 22. August 1950 im Kantonshospital Chur operiert: *«Dr. Rydler führt»*, heisst es in der Krankengeschichte. Der Eingriff wurde zwangsweise vorgenommen, noch auf dem Transport nach Chur verlangte die Patientin ihre Ausreise nach Österreich: *«Sie riefet auch noch auf dem Tisch und besprochen eine erhebliche Dosis des intravenösen Naloxonium»*. Auch bei Theresia Wilhelm ging es in erster Linie darum, ihre Andersartigkeit und ihre Dissidenz gegen die Anstaltsordnung wegzuschneiden. Der neue Direktor der psychiatrischen Klinik St. Pirmiansberg/Pfäfers, Dr. Hans Wehrli, hatte sie nach

jahrelangen Behandlungen mit Elektroschocks, Morphium, Schlafkuren und weiteren Mitteln schliesslich als chronische Schizophrenie taxiert. Von der Leukotomie erwartete Dr. Wehrli nicht einmal mehr eine Heilung, sondern bloss noch, dass die Patientin sich nachher *«irriterer pflegen»* lasse. Die künstliche Verkrüppelung dieser Frau, davon zeugt die offizielle Krankengeschichte nun wirklich, geschah wie alle vorausgegangenen Therapien hauptsächlich aus disziplinarischen Motiven.

Eintrag in Pfäfers am 28. 6. 50, zwei Monate vor der Operation:

Rückversetzt aus dem Pavillon, weil die Pat. dort ausserordentlich störend ist und die ganze Atmosphäre des Hauses verdirbt mit ihrer ewigen Unruhe und ihrem ewigen Geschwätz in lautesten Tönen. - Ev. wäre bei der Pat. eine Leukotomie am Platze.

Eintrag am 28.8.50, sechs Tage nach der Operation:

Pat. wird heute vom Kts. Spital zurückgeholt, ins Pavillon versetzt. Ist auffallend ruhig, ein völlig verwandelter Mensch. Hoffentlich bleibt sie's.

Eintrag am 26.12.50, vier Monate später:

Die Besserung der Pat. ist in recht bescheidenem Umfang bloss sichtbar. Sie verlangt nach wie vor in ihrer stereotypen, erregten Art ihre Entlassung (...), wie sie das in den letzten Jahren schon immer getan (...). Pat. ist die einzige Patientin, die während des Weihnachtsgottesdienstes auf der Abt. explodiert und während des Gesanges des Anstaltschlores laut schimpfend ihre Entlassung verlangt (...).

Wieder einmal, so scheint es, und auch mit der hässlichen erlaubten Therapie, war es misslungen, die Anstaltsatmosphäre von dieser Patientin zu heilen bzw. der überheblichen Mutter den Freiheitswillen und die Sehnsucht nach den Kindern auszutreiben. Es gab jetzt keine Operation mehr, die das wegmachen konnte. Es gab nur wieder Elektroschocks, später, und noch später wurden die Neuroleptika erfunden, deren erstes (oder unmittelbar vorangehendes) Präparat mit dem Namen *«Lorgacil»* die Kranke dann endlich so *«normal»* machen sollte, wie die anderen Kranken es mehrheitlich bereits waren - dass sie sich kaum mehr gegen die abnormalen Verhältnisse sträubte.

Ulrich Gommhritz, der geschiedene Ehemann von Theresia Wilhelm, wurde nicht *«lobotomisiert»*. Das wenigstens blieb ihm erspart, obwohl auch er gegen seine vielen Internierungen andauernd Widerstand leistete, rebellierte und hin und wieder ausbrach. Allerdings galt Gommhritz in den ganzen Jahren seiner Psychiatrisierung auch nur für kurze Zeit als wirklich geisteskrank; 1946 nämlich, als er von der Ehebruchs-Geschichte hörte und davon, dass seine Frau von einem angesprochenen Grabner unter falscher Namensangabe verführt worden sei (während man ihn im Gefängnis festhielt), als er ausserdem die Gerüchte vernahm, dass sogar die Gemeinderäte (die seine Verwahrung beschlossen hatten) hinterücks mit seiner Frau

angebündelt hätten und dass diese nur deshalb in die Klinik gesteckt worden sei: Da galt der Sandbühler plötzlich ein paar Wochen lang als paranoid und schizophren, weil er nach Meinung der Psychiater jetzt «führerliche Wahn- sätze» bzw. Verschwörungstheorien äusserte.

Zu einer Verschwörungstheorie gab es indes- sen auch sonst einige Veranlassung. Zweimal in seinem Leben war Ulrich Gartenstein gegen Amtspersonen täflich geworden, und seither konnten sie mit ihm machen, was sie wollten. Seither war er «gemeingefährlich». – Seine Existenz war seither zerstört worden, die Ehe und die Familie; selbst die Kinder hatte man auseinandergerissen und ebenfalls versorgt; es gab keine geschickten Rechtsmittel dagegen (letzte Instanz war immer der Regierungsrat), aber wenn er z. B. anfang, den Behörden zu drohen, oder wenn er nach seiner Entlassung den leeren Hof (nach Ansicht der Behörden) nicht richtig bewirtschaftete, dann wurde er zur Bestrafung sofort wieder eingebuchtet. Ohne Urteil.

Draussen versuchten sie weiser, seinen Cha- rakter zu verändern, zu züchtigen, und der Ton- fall der Akten aus diesen Jahren ist durchwegs verächtlich, herablassend. – Draussen war Ul- rich Gartenstein für seine Persönlichkeit längst legendär geworden. In den Bergen oberhalb von Grabs erzählen alle Bauern noch heute von «waghalsigen Fluchten und Abenteuern, und die mündlichen Überlieferungen aus diesen Jahren sind im Tonfall meistens freundlich, respekt- voll und manchmal bewundernd. – Wenn er auf der Flucht war, wird berichtet, habe man ihn selten verraten, nötigenfalls habe man ihn durchgeföhrt, an die Wärme gelassen, ge- legentlich versteckt. Eine «kräftige Anzahl» hätten die Landjäger vor ihm gehabt, zu zweit oder zu dritt seien sie ihm nachgegangen, und es ex- istieren Anekdoten darüber, wie er auf Felshän- dem übernachtete oder in Alpbütten hauste, wie er unvermerkt auftauchen und genauso schnell wieder verschwinden konnte in den Wäldern, die er von früher kannte – auch darob sei er einigen «fast als Idiot» vorgekommen.

«Größtenteils war er nie», sagt zum Beispiel *Burkhard Jwecker* vom Grabsberg, der spä- ter selber Gemeindevater wurde, und sein Ruf bei den Amtern sei viel zu schlecht gewesen, «un- gerechtferdig schlecht». Ein Querschnitt viel- leicht, jährenig sicher, doch nicht einmal «höflich» (s. S. 10). Die Leute hätten es allmäh- lich «merkwürdig gefunden, dass man jeman- den einfach versorgen kann, ohne dass er etwas verbrochen hat», und das Vertrauen dieser Leu- te habe der Sandbühler häufig gehabt. «Nur mit dem Amt, mit der Polizei ging es nie.»

Auch von seinen Kenntnissen ist nun die Rede, dass er beispielsweise ein aussergewöhn- licher Senn war, ein grosser Experte für das sennische Brauchtum, und dass er in seiner an- geblichen Vigantenzeit mit Sennstumm-Ge- schellen handelte (geschmückte Kuhglocken für den Alpenzug und Alpbzug), dass die vom Sandbühler gehandelten und arrangierten Drei- er-Geschelle am schönsten geklungen haben



POLITISCHE GEMEINDE GRABS

Grabs, den 20. August 1959

Bezug

Amtsbehörde,
.....

An die
Verwaltung des Kant.
Hessental St. Pöltenberg
P T B T R B .
.....

Datum des 20. August 1959

an Frau Theresia Wilhelm geb. Gantenstein, 1911,
von Grabs St.

Wir beziehen uns auf Ihr Schreiben vom 20. August 1959,
womit Sie um Kostengutachten für die Ausbesserung der
oberen Zahnprothese per randvermerkten Mitbürgerin nach-
suchen.

Die Behörde hat gegen diese Reparatur nichts einzuwenden,
sofern dieselbe wirklich notwendig ist. Bei kürzlichen
Besuche der Frau Wilhelms Theresia, in Grabs, hatten wir
allerdings nicht den Eindruck, dass ihre Prothesen zu viel
Spielraum hätten, indem Ihr Mundwerk wie geölt lief, und
von etwaigen diesbezüglichen Störungen nicht im geringsten
etwas zu vernehmen war.

Wir danken Ihnen Ihre Bemühungen um diese Patientin und
grüssen Sie

Mit vorzüglicher Hochachtung



.....
.....

Ein Jahr vor dem Verschwinden von Maria Theresia Wilhelm-Gantenstein beschäf- tigen sich die Behörden noch mit der Zahnprothese der «randvermerkten Mitbür- gerin»....

sollen in der Region, dass man ihn nicht zuletzt deshalb vielerorts schätzte und ihm Unterschlupf bot. – Seine Musikalität beim «Scherlschütteln», seine Kunst im Geschichtenerzählen, sein herrschaftlicher Gang wird mehrfach erwähnt, sein immenses Wissen um die Natur, um das Verhalten der Tiere oder die Wirkung der Kräuter. –

★

Die Lebendigkeit und Sensibilität von Theresia Wilhelm hat man in Grabs nie bewundert. Ihre Kinder, die sie kaum kannten und die systematisch von ihr ferngehalten wurden, sind zum Teil mit der ständigen absurden Verhaltung aufgewachsen, die Mutter sei eine Hexe. Einigen Kindern wurde unablässig erklärt, sie seien erblich und moralisch belastet mit solchen Eltern, aber sonst würde ihnen nichts erklärt, und sie mussten sich als Erwachsene ihre Geschichte Stück für Stück aus den Archiven herauschaffen, wenn sie etwas über die Hintergründe wissen wollten. Die Kinder sollten vor der «astrischen Unkommenheit» der Eltern gerettet werden. Nach protestantischer Tradition verlangt Rettung und Verzeihung vor allem Anstrengung und Arbeit.

Zum Beispiel David Gantenbein. Wenige Stunden nach seiner Zergang wurde der Sandbühel von sechs Polizisten umringelt, und der Vater wurde aus dem Wäscheschrank heraus verhaftet, wo ihn die Mutter versteckt hatte. Während die Mutter mit David schwanger ging, wurde der Vater in Pfäfers mit Stromstößen trainiert. Als David Gantenbein etwa zweenhalb Jahre alt war, brachte man die Mutter nach Pfäfers, und David kam aus dem Säuglingsheim an eine erste Pflegestelle am Grabserberg. Es waren arme Leute, die selber sieben Kinder hatten. David wurde beinahe täglich geschlagen. Irgendwann schickte man ihn weiter, zu anderen Bauern, ohne Begleitung.

Anfang der fünfziger Jahre las eine junge ledige Frau aus Marbach/SG in der Zeitschrift «Leben und Glauben» ein Inserat, an dessen Wortlaut sie sich noch ungefähr erinnern: «Welcher Landwirt nähme zehnjährigen Knaben als Hand- oder Laufbub?» Die Frau hatte Mitleid und wollte verhindern, «dass ein Kind seinen Lebensunterhalt selber verdienen musste». Sie schrieb einen Brief, doch der Zehnjährige war bereits platziert, und stattdessen wurde ihr der achtjährige David Gantenbein geliefert, den sie auf den Bauernhof ihrer verheirateten Schwester in Pflege gab. Sie machte die Wäsche für ihn, kaufte die nötigsten Dinge vom eigenen Geld, und der Bub durfte sie Tony Heidi nennen. – David ging zur Schule, «ein Hinterwäldler in einem fremden Dorf», sagt er, als Pflegekind verpasst, zu allem Überfluss mit roten Haaren, viel harte Arbeit vor und nach dem Unterricht, auch Misshandlungen zu Hause, von denen seine Beschützerin nie etwas erfuhr. Nach zweieinhalb Jahren heiratete Tante Heidi: sie übersiedelte nach Wil, und David wurde – diesmal wirklich als Verdingbub – zu Baum nach Gossau weitergebracht.

«Nur grad ein Knechtlein» sei er dort gewesen, «nur Schilvli» hätten die Meistersleute über ihn gesagt, sagt Tante Heidi, es habe ihn «fürchtbar verküppelt», und als man ihn nicht in die Sekundarschule gehen lassen wollte (ein Knecht brauche das nicht), habe sie ihn schließlich weggeholt. Sie nahm ihn wieder

mit, in Wil wäre er fast ein eigenes Kind geworden, aber dann war er frech in der Schule, zertritt sich (bei sehr guten Noten) mit einem Lehrer, der Pfarrer überlegte ihn ebenfalls, und der Knabe machte überhaupt allertand Streiche. Er rauchte zum Beispiel heimlich Zigaretten oder verkleidete sich an der Fastnacht als Teufel. – Tante Heidi und ihr Mann waren fromme Leute. Tante Heidi sagt: Der Lehrer Diethelm habe gesagt, er danke Gott auf den Knien, wenn der Lämmel nicht mehr in die Schule kämme. Der Schwiegervater, welcher Psychiatropfeger gewesen sei, habe bemerkt, das sei doch ein Kind des bekannten Sandbühlers; und der Pfarrer Grizer habe gesagt, sie solle sich «nicht so in dieses Kind verknüppeln», er könne ihr sofort zwei Ersatzkinder zuhalten, deren Eltern in der Mission tätig seien. Der Lehrer Diethelm habe gesagt, sie müsse sich jetzt lösen und sich zurückziehen von David.

Heute, sagt Tante Heidi, würde man anders damit umgehen. Heute brähte man das Kind vielleicht ambulant zu einem Psychologen.

Sie habe den David immer gern gehabt, er täusche sei sie in erster Linie vom Lehrer und vom Pfarrer gewesen, nicht von David, obwohl «das Wildern hat in ihm drinstevli». Die Grabser Behörden hätten damals moniert, sie habe den Bub zu wenig geschlagen. Es sei ihr jedoch zugesichert worden, er könne in Grabs die dritte Klasse der Sekundarschule besuchen, falls sie ihn weggebe. – David Gantenbein sagt, wenn er je so etwas Ähnliches wie eine Mutter gehabt habe, dann sei das Tante Heidi gewesen. In Grabs kam er keineswegs in die Schule, sondern als Knecht zu einem Bauern, zwei Franken Sackgeld pro Woche, und im Herbst 1959 wurde er Ausläufer in einer Metzgerei, vier Franken Sackgeld pro Woche. – Das sei seine beste Stelle gewesen, sagt David Gantenbein. Anfangs durfte er in die Fortbildungsschule; er war arbeitslos und wollte Pilot werden; ein Lehrer erkläre ihm, das sei immer noch möglich. Dann durfte er nicht mehr zur Fortbildungsschule, wegen des Weihnachtsgeschäftes. Einmal habe ihn sein Vater ab, und sie besuchten zusammen die Mutter in der Klinik, die er bisher noch nie gesehen hatte. Die Mutter erschien ihm als eine normale Frau, sie war ihrerseits erstaunt, dass ihr Sohn normal war, man habe ihr erklärt, der David sei in einem Behindertenheim, sagte die Mutter. Danach begegneten sie einander nicht mehr.

In der Metzgerei hiess es eines Tages, Theresia Wilhelm sei verschwunden, und kurze Zeit später hiess es, David müsse die Koffer packen, am Abend werde ihn der Grabser Polizist Matthias Hamrinmann an eine neue Stelle bringen – ohne Begründung. David Gantenbein riss nun zum ersten Mal aus. Er ging über die Grenze nach Rankweil, weil die Mutter ihm vor Jahren aus Rankweil geschrieben hatte. Doch in Vuariberg fand er zwar Arbeit, erhielt aber keine Aufenthaltsbewilligung, und als er in die Schweiz zurückkehren musste, wurde er vom Polizisten Hamrinmann verhaftet, im Herbst 1960.

Sie sperrten ihn vier Wochen lang in die Arrestzelle des Grabser Rathauses ein, bevor sie ihn, wiederum als Knecht ohne Lohn, zu einem Bauern ins Emmental überstellten. – Er war jetzt siebenzehn Jahre alt und wollte endlich eine Berufslöhne machen. Weil er das nicht durfte, brannte er zum zweiten Mal durch, und weil er

wenn niemanden kannte, floh er zu den Metzgerleuten ins Rheintal. Wieder wurde er verhaftet, wieder eingesperrt, wieder polizeilich ins Emmental deportiert.

Bei der dritten Flucht und Verhaftung im Januar 1961, sagt David Gantenbein, sei er dann vom Polizisten Hanselmann in gefesseltem Zustand geschlagen und um fünfzig Franken bestohlen worden, welche ihm eine Frau unmittelbar vor der Festnahme für frühere Hilfsarbeiten zugestückt habe. – Diesmal wurde er aus der Arrestzelle dem Grabser Gemeinderat vorgeführt. Er weigerte sich, weiter als Knecht zu arbeiten, und bestand darauf, eine Lehre zu machen. Am 7. Februar 1961 beschloss das Waisenamt Grabs, «Gantenbein David, 1943, sei zur psychiatrischen Begutachtung in die Kant. Heil- und Pflegeanstalt in Wil SG einzuweisen».

Seinen Vater traf er in der Klinik nicht an. Ulrich Gantenbein war in den fünfziger Jahren gewissermassen begnadigt worden.

Vielleicht hatte in Wil das Personal gewechselt, irgend etwas muss wohl passiert sein, denn während der fünften Internierung des Sandbühlers (1951–53) wurde der Tonfall in den Akten plötzlich milder. – Am 28. Mai 1952, nach sechzehn Jahren, notierten die Ärzte erstmals, «dass wir nun sicher seiner Internierung reviretiren wollen», und gleichzeitig beklagten sie, dass Ulrich Gantenbein sich von diesem neuen Vortatz «nicht helfen» lassen wolle. –

Mit paranoider Hartnäckigkeit besteht der Pat darauf, dass ihm Unrecht geschehen sei, was zum Teil vielleicht auch stimmen dürfte.

Am 25. Oktober 1952 fuhr einer der Psychiater mit dem Patienten nach Wildhaus zu einer zwischen Klinik, Grabser Gemeindeverwaltung und Polizeidepartement eigens abgestellten Begrabung mit dem Kindem. Sie trafen aber keines der Kinder an. Die Gemeinde hatte sie wegbringen lassen bzw. einfach nicht wie vereinbart nach Wildhaus geschickt. Der Tonfall in den Akten schlug nun vollends um, und am Ende des Eintrags über diesen Tag heisst es:

Bei der Heimkehr dankte er mir für den schönen Tag und bat mich, nicht wegen seinen Kindern bei der Regierung vorstellig zu werden, sonst hege man wieder ein Vorurteil gegen ihn. – Mit allen Mitteln müssen wir probieren, diesem Manne wieder festen Boden zu geben! ...

Im Januar 1953 kam es durch Vermittlung eines Kantonsrates zu einer Aussprache zwischen Gantenbein und dem Gemeinderat von Grabs, wobei «beide Parteien sich heidriglich nach einigen Vorläufen auch gewisse Fehler eingestanden haben». – Der Sandbühler wurde nach Herisau verlegt und von dort aus am 7. März 1953 erlassen. Dass Schlossgesachsen hielt u. a. fest, die Verhässung des Patienten sei menschlich begreiflich, die Ursache seiner Sicherheitsverwahrung liege nämlich siebzehn Jahre zurück (Handgreiflichkeiten mit dem Gemeindevorstand). Charakterlich sei er ein «aufwandsreicher Affektmensch, der leicht im Poliviv» gerate.

Medizinisch hätte es nie etwas zu therapieren gegeben.

Auch David Gantenbein wurde freigesprochen. Nach seiner Einlieferung in Wil erkannte man ihn als geistig vollkommen gesund an, und ein Psychiater setzte es durch, dass er eine Lehre machen durfte: David reiste 1961 nach Hamburg, absolvierte die Seemannsschule, und auf den Weltweeren trafkam er dem Einflussbereich der fürsorglichen Behörden von Grabs. Seine Geschwister lernte er erst in den siebziger und achtziger Jahren kennen.

Zum Beispiel die Zwillinge *Sine* und *Fred* Gantenbein, geboren 1947. Als sie neunzehnhalf Jahre alt waren, brachte man sie aus einem auswärtigen Kinderheim nach Grabs zurück. Sie erhielten ein Mittagessen, und nach dem Mittagessen mussten sie sich voneinander verabschieden («Jetzt marsch em Freud tschau zegg»). Sine ist als Pflege Tochter des Verwalterspaars im Bürgerheim aufgewachsen, die Bauern wollten keine Mädchen. Aus der Sicht mancher Leute hatte es Sine von den Gantenbein-Kindern am wenigsten schlecht, und Sine sagt, sie habe das auch stem zu hören gekriegt. Die Pflegeeltern hätten dauernd erklärt, sie müsse dankbar sein, sonst gebe es ihr gleich wie der Mutter und den Geschwistern. Ihre Herkunft sei eine Bedrohung gewesen («Bis zu hult e Sandbühler!»), und nichts habe sie den Pflegeeltern richtig machen können. Kein spürbare Liebe, wie, ihren Vater, der im selben Dorf lebte, lernte sie erst nach ihrer Heirat kennen. Vorher habe er sich nicht in ihr Leben einmischen wollen, weil er befürchte, es zu zerstören. Er sei jedoch oft ums Bürgerheim geschlichen, habe sie später erfahren, um sie zu sehen, und die Pflegeeltern hätten sie in solchen Fällen sofort ins Haus geholt oder zur Arbeit geschickt. In den letzten Jahren seien sie dann viel zusammengewesen, und der Vater habe eine grosse Güte ausgestrahlt.

Fred Gantenbein ist ebenfalls im Dorf aufgewachsen, bei einem Bauern. Um den Kontakt mit seiner Zwillingsschwester zu unterbinden, schickte man ihn auf eine andere Schule. Verprügelt wurde er u. a. mit Fässern, Kübkerren, Werkzeugen und Stiefeln, bei jeder Gelegenheit, sagt Fred. Zu essen gab es wenig; Fred sagt, er habe meistens die Resten der Familienmahlzeiten aufgetischt erhalten, und als er einmal aus Hunger eine Birne stahl, zwangen sie ihn mit einer Mistgabel im Genick, aus dem Handenapfel zu essen. Ein andermal schloss ihn sein Pflegevater an den elektrischen Viehhüterapparat an. Jeden Tag sei ein Bibelspruch vom Kalender abgelesen worden, und nur die älteste Tochter im Hause habe manchmal den Eindruck bekundet, der Fred und der Hund sollten eigentlich besser behandelt werden. Über Fred Gantenbein existieren sogar Vormundschaftsakten, in denen empfohlen wird, den Jungen zu prügeln.

Am 20. Juli 1960 geht die neunundvierzigjährige Maria Theresia Wilhelm von Grabs nach Buchs, um ein Paar Schuhe zu kaufen. Es ist ein



ungewöhnlich
warmer Sommer, wahr-
scheinlich regnet es auch am
20. Juli.

Seit 1954, und nach einer letzten Elektro-
schock-Kur, hatte man Theresia Wilhelm in St.
Firminenberg mit dem neuen Medikament
Larparil behandelt. Dadurch wurde sie
«fremdlich und zudringlich und nicht mehr
süßend». Manchmal weigerte sie sich auch, die
Tabletten zu nehmen, dann stand sie etwa «am
geöffneten Fenster und rief ihre Klageworter
hinaus, obwohl keine Zuhörer da waren». Ein-
mal entwich sie und konnte wieder eingbracht
werden. Einmal entwich sie und kehrte freiwillig
zurück. Bei «höherer Diversion» wurde sie
«aufsitzen zwinglich» und bei «niedriger
Diversion» begann sie «gleich wieder umzu-
kippen und von ihren Kindern und von der Ent-
lassung und von dem österreichischen Mutterfer-
nen etc. zu sprechen». 1955 gab die Grabs
Armenbehörde «zur Kenntnis, dass sie mit ei-
ner Entlassung nach vorheriger Sterilisation
einverstanden wäre». Die Patientin «erklärte
aber, sie lasse sich nicht operieren», im Herbst
wurde sie ihrem Mann wieder heiraten, und zur
«Verhütung einer Schwangerschaft gebe es
andere Mittel». Die Larparil-Dosis wurde ge-
legentlich gesenkt und meistens schnell wieder
erhöht. Zwischendurch wurde auf *Sandoz DAP
18* umgestellt, aber die Patientin weigerte sich,
«hier Versuche durchführen zu lassen». Sandoz
18 war tatsächlich ein Medikamentenversuch.
Seit 1955 hatte sie keine Monatsregel mehr,
und seither wurde ihr gelegentlich Urlaub ge-
währt. 1958 entliess man sie ins Bürgerheim;
nach zwei Wochen kehrte sie zurück, weil ihr
das Larparil ausgegangen war. Im Mai 1960
wurde sie zu ihren Verwandten nach Österreich
entlassen und kehrte nach drei Tagen zurück.

Am 16. Juni 1960 ist sie nach Grabs entlassen
worden, als «schonmüde und defekt-erschöp-
fene Frau», wie die Krankengeschichte
steht. Sie hat in einem Behindertenheim ge-
arbeitet. Die Heimleitung ist mit ihr zufrieden
gewesen. Sie hat ihrem Mann beim Heuen ge-
holfen. Theresia Wilhelm hat ihre Tochter im
Bürgerheim besucht und sie gefragt, ob sie
mitkommt zum Vater, dann würden sie wieder
eine Familie. Die dreizehnjährige Tochter ist in
Panik geraten, weil ihr über ihre Eltern immer
nur Schlimmes erzählt worden ist (und weil, als
sie früher einen ähnlichen Wunsch der Mutter
ablehnte, diese daraufhin von einem Polizi-
sten geschlagen und in Handschellen weggeführt
wurde). Später wird sich die Tochter jahrelang
zu erinnern versuchen, was sie das zweite Mal

geantwortet hat und was danach passiert ist.
Irgend etwas ist passiert, sagt die Tochter. Es
gab ein Geschrei, und –

Andererseits soll Theresia Wilhelm am 20.
Juli 1960 gesehen worden sein, wie sie nach
Buchs ging, um Schuhe zu kaufen. Eine Leiche
ist nie gefunden worden, auch keine unidentifi-
zierbare, Wasserleichen im Rhein können unter
bestimmten Umständen spurlos im Bodensee
verschwinden, wenn sie so weit kommen und
wenn man den Rhein nicht vorher absucht.
Wegen Theresia Wilhelm hat man nicht einmal
den Rhein abgesucht.

Ulrich Gassenwein allerdings glaubte nie,
dass sie tot sei. Ziemlich sicher ist, dass sie
Anfang September 1960 noch gelebt hat. Dafür
gibt es eine Zeugin in Voralberg. Mehr gibt es
verfügbar nicht.

Dein Beitrag wurde durch

RECHNER

F S

Dein Beitrag wurde durch
Rechner, ein Programm
der WIZ, überprüft.
Der Fonds überträgt
deinen Beitrag an die
Landesbank

Förderverein ProWoZ,
Postfach, 8059 Zürich,
PC 80-22251-0.

Behördlich zerstört

Leser «Maria Theresia Wilhelm, spurlos verschwunden». WoZ Nr. 40-44/99

Als ehemaligen Mitschüler von David Gantenbein in der Wiler Sekundarschule hat mich die Geschichte der behördlich zerstörten Familie Gantenbein-Wilhelm sehr erschüttert. Ich habe David Gantenbein als cleveren Schüler in Erinnerung, der aber nach dem Sprachgebrauch der damaligen Autoritäten «versteckt» war. «Versteckt» waren nach meiner Erfahrung Kinder, die schon so oft geprügelt worden waren, dass sie auf die üblichen Strafrituale (damals noch Körperstrafe inbegriffen) nicht mit Unterwerfung oder Tränen reagierten, sondern mit Trotz und «Uneinsichtigkeit».

Wenn ich nun lese, was die Vertreter von Behörden und Kirche mit meinem ehemaligen Klassenkameraden gemacht haben, kommt mir 30 Jahre später noch die Galle hoch. Meine Wut richtet sich allerdings weniger gegen den im Artikel erwähnten Lehrer Divisheim, der als unsicherer, aber gutmeinender Mensch letztlich selbst ein Opfer des autoritären Klimas war, sondern all die anderen «angesehenen» Lehrer-Kräfte, die zu einem schönen Teil nichts dazu gelernt haben, wie ich an einer Klassenversammlung vor drei oder vier Jahren feststellen durfte. Ein typischer Vertreter dieses Wiler Establishments war auch Pfarrer Geiger, st. gallischer Erziehungstra (EDP), ein beachtlicher Prediger, aber ein ebenso unbeachtlicher Seelsorger, der seine Pflicht zum Häusersuch mit Verleibe bei besseren Familien absolvierte. Dass dieser Mann keinen Widerspruch von «Häftlingen» duldete, war klar und durfte auch ich verschiedentlich erfahren. Es handelt sich im übrigen um denselben Pfarrer Geiger, der bei der Erschiessung des Ernst S. dabei war und nachher an der Beerdigung als «Waise des Trostes» land. S. befindet sich nun «in einem Land, in dem es keine Verdächtige mehr gibt» (Niklaus Meienberg: Ernst S., Landesverräter [1919-1942], in: Reportagen aus der Schweiz).

André Ganz, St. Gallen

Theresia Wilhelm, spurlos verschwunden. Ein Nachtrag

Unbedingte Herrschaft über das Gemüt der Leute

Behörden und Psychiater zerstören das Leben von Theresia Wilhelm und Ulrich Gantenbein. Die WoZ-Serie über das Schicksal dieses Ehepaars aus Grabs/St. Gallen hat nicht nur im St. Gallen Rheintal einige Diskussionen ausgelöst. Der Psychiater Marc Ruffet, WoZ-LeserInnen als engagierter Kritiker heutiger Psychiatrisierungs-Formen bekannt (vgl. die Neuroleptika-Debatte, WoZ 41-50/88), nimmt zur «Kranken»-Geschichte der Gantenbein Stellung: Die Behandlung der beiden war zwar schlimm genug, aber nur auf den ersten Blick wirken modernere Behandlungsmethoden humaner.

Interessant, traurig und aufschlussreich – die gut recherchierte Geschichte des Ehepaars Ulrich und Maria Theresia Gantenbein-Wilhelm aus Grabs im st. gallischen Rheintal, die in fünf Folgen in der WoZ zu lesen war. Zwei Menschen liebten sich, was ihrer Urspaltung missfiel. Die Behörden, die Psychiatrie mischten sich ein. Viele Flektisch-Kuren wurden verabreicht, das und die Theresia wurde zudem psychosomatisch disziplinieren und ab 1951 mit Neuroleptika behandelt. Die Ehe, das Leben dieser beiden Menschen wurden durch die Eingriffe der Behörden und der Psychiater zerstört. Zeitpunkt des Geschehens: 1936 bis 1944.

War das Schicksal der Theresia und des Ulrich Gantenbein eine bedauerliche Anomalie? Handelt es sich dabei um Auswüchse aus einer weit entfernten Vergangenheit? Ist die Psychiatrie heute menschenlicher, ist sie weiter, flexibler, konkreter?

Ulrich kämpfte um sein Recht, Ulrich wollte sich niemandem unterwerfen, wollte sich nicht in sein Privat-, in sein Liebesleben hineinreden lassen. Doch es ist gefährlich, Arztpersonen zu beschämen und sogar ei-

nen Gemeindevorstand zu überlegen. So kam es zur ersten administrativen Zwangseinweisung in eine psychiatrische Klinik. Doch im Grunde ist es unwesentlich, ob ein Behördenmitglied, ob Hausärztin oder PsychiaterInnen die Einweisung verfügen. Wesentlich dagegen ist heute wie damals, dass mächtige Menschen willkürlich die Zwangshospitalisierung von ohnmächtigen Menschen anordnen können. Und die Beurteilung der Fremdgefährlichkeit und Selbstergefährlichkeit, die häufigsten Begründungen für Zwangseinweisungen, ist noch subjektiver und willkürlicher als die rheintal schon insofern fragwürdigen psychiatrischen Diagnosen. Wir sind Zwang einweist und psychiatrisch behandelt, der aber soziale Kontrolle aus. Mit Medizin hat dies nichts zu tun.

Aus dem detaillierten festgehaltenen Ablauf der Geschichte von Theresia und Ulrich Gantenbein ergibt sich eindeutig, dass es sich in keiner Weise um selbstbestimmte oder von innen heraus entstandene («endogene») Erkrankungen der beiden handelte, die notwendigerweise medizinisch psychiatrisch behandelt werden mussten. Verleibe waren es die Eingriffe der Behörden und der Psychiatrie, die die Entstehung der «Symptome» bewirkten. So wurde Theresia denn auch – gleichsam als Beweis für die Richtigkeit der psychiatrischen Ideologie – im Jahr 1960 von ihren Ärzten als «depressive und akute schizophren-Frau» bezeichnet. Doch auch dies ist keine Anomalie, die Psychiatrie ist und bleibt die Institution, die – durch die fortschreitende Verbreitung ihrer Ideologie und durch ihre Beschäftigung, einzugreifen und Gewalt auszuüben – genau diejenigen «Symptome» produziert, die sie zu behandeln vorgibt.

Für die Psychiatrie war die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts eine akute, erregungsvolle Zeit. Viele bedeu-

trale Vertreter dieses Faches waren von der Idee besessen, die Menschheit durch weit verbreitete, zupistischer Massnahmen von ihrem überhöhten Untergang zu bewahren. Dieser hohe Anspruch vertrat sich schlecht mit den äusserst dühligen und bewüthlichen Resultaten ihrer Behandlungen. Bis in die Vier Jahre hinein waren Fäsporen und die Ausübung von Gewalt die wesentlichen psychiatrischen Eingriffe. Die Duschschwitz-Patientinnen hatten nicht die geringste Chance, mit irgendeiner Form der Psychotherapie in Beziehung zu kommen. Die Frauen sollten ihre Ohnmacht fällen, Furcht sollte Heilung bringen. Der Psychiater ist der Mächtige; seine Wissenschaft beruht auf dem Mitleid, die Patientinnen zur Vernunft zu bringen und sich die unbedingte Herrschaft über ihr Gemüt zu sichern (Dies ist die Meinung des bis heute geschätzten und verehrten *Leuf Anaspelin*) Brutale Behandlungsmethoden wie das Deckelbad trugen dazu bei. Auch Ulrich Gantwein kam wiederholt im Deckelbad.

In den Vier Jahren dieses Jahrzehntes wurden eine Reihe von neuen psychiatrischen Behandlungsmethoden erprobt: 1934 die Cardiazol-Krampfbehandlung, 1935 die Insulin Kur, 1935 die erste Leukotomie oder Leukotomie (psychochirurgischer Eingriff, bei dem weisse Substanz des Striobiums durchschnitten wird), 1938 die Elektrochock-Behandlung. Die Psychiatrie war im Aufschwung, sie war medizinischer geworden. Aussen, körperliche Gewalt war durch medizinische Karen ersetzt worden. Medikamente, Elektrizität und das Messer des Chirurgen zierten von nun an auf den Gehirnen der gestörten Menschen. Von aussen gesehen blieben die Patientinnen unversehrt. Die neuen Behandlungstechniken haben eine wesentliche Gemeinsamkeit: Sie sind nicht nur einfach brutal, sie schädigen nicht nur mehr oder weniger zufällig Körper und Widerstandskraft der Patientinnen. Nein, sie erfüllen ihre psychische Wirkung auf Grund einer Schädigung des Gehirns der Betroffenen.

Mit dem Beginn des Zweiten Weltkrieges begann die -Fudition- des Problems der psychischen Abweichung. Hunderttausende genetisch minderwertige Individuen von psychiatrischen Kliniken, Heimen und Konzentrationslagern wurden ins NS-Staat umverlegt. Ungezählte, wenig ausgebildete Psychiater machten mit. Denn diese Munde standen kriegerisch im Widerspruch mit dem damals üblichen psychiatrischen Gedankengang. Der FN-amerikanische Psychiater *Peter Burgess* sagt es deutlich: -Die Psychiatrie

auf der ganzen Welt akzeptierte immer mehr die Euthanasie... Praktisch gesehen war Deutschland einfach das verstrickteste Land der Welt - (1)

1952 wird als Wende, als Beginn eines neuen Abschnittes der modernen Psychiatrie bezeichnet. 1952 wurde das erste Neuroleptikum, das Chlorpromazin (Lopaxid), eingeführt. Die PsychiaterInnen konnten von da an Medikamente verschreiben, in -ruhigen Spätstern- -Geisteskrankheiten- (-Psychosen-) behandeln, so wie InternistInnen innere Krankheiten behandeln. Doch handelt es sich wirklich um etwas Neues, etwas anderes, Menschlicheres, Besseres? Hirnschädigung, sogar bleibende Hirnschädigung, findet noch immer statt. Verschiedene Psychiater berechnen die Wirkung der Neuroleptika sogar ausdrücklich als pharmakologische Leukotomie oder chemische Leukotomie. Ob Elektrochock, Psychochirurgie oder Neuroleptika, die Resultate sind ähnlich. Als grossen Fortschritt fassen es die PsychiaterInnen auf, dass Neuroleptika der gemeindlichen (ambulanten und teilstationären) Psychiatrie den grossen Durchbruch ermöglichen. Neuroleptika sind auch innerhalb der Klinik anwendbar, darin unterscheiden sie sich wesentlich von psychochirurgischen Eingriffen und den verschiedenen, oben erwähnten Schock-Verfahren. Die Gemeinde- oder Sektapsychiatrie gilt als fortschrittliche, teilweise bereits realisierte Perspektive der modernen Sozialpsychiatrie. Diskussion und Früherfassung von psychischen -Störungen- werden angestrebt. Eine weitere grössere Zahl von Abweichenden (richtige Abweichenden) soll erfasst werden. Die soziale Kontrolle weitet sich aus. Ein grosser Teil dieser früh erfassten und etikettierten Menschen werden medikamentös behandelt. Die ambulante Nachbetreuung von psychiatrisierten Menschen wird vielfach intensiviert. -Fliegende- ambulante Equipen sorgen mit unterstütztem Druck dafür, dass die verschriebenen Neuroleptika wirklich eingenommen werden. Zudem verschreiben oder spritzen auch freipraktizierende PsychiaterInnen und HeimerInnen oft Neuroleptika. Psychisch abweichende und leidende Menschen werden demnach in zunehmendem Ausmass sozial kontrolliert und heute weiss man kläglich mit einer hirnschädigenden Methode psychiatrisch behandelt, als dies zwischen 1930 und 1960 der Fall war. Die Situation hat sich wesentlich verschlimmert. Doch nur 16 Jahre haben die -Ausgangspunkte- der heutigen -praktischen- der Gegenwart ziert auf die Abschaltung des -präventiven-, des -schizophrenen- Menschen (2)

Ich habe mit grossem Interesse die Geschichte der -Sandbäder- gelesen, auch aus direkter Betroffenheit. Da ich in Buchs aufgewachsen bin und mütterlicherseits aus Grabs stamme, ist mir die Umgebung, in die hinein Maria Theresia geriet, wohlbekannt. Auch wenn ich sie etwas später erlebte, da ich 1956 geboren wurde. Beim Lesen spüre ich die gleiche Beklemmung, die ich aus meiner Jugendzeit kenne, wenn Grabs' Lebensart wie ihrer Selbsterziehung, Frömmigkeit, Arroganz und Intoleranz einen zu erstickten drohte. Bei sonderlichen Verwandtenbesuchen hörte ich auch ab und zu in den Erwachsenensprachen, dass dieser oder jener wieder -verstorben- wurde.

Die Ausgrenzung alles Anderen, Grabs als kleine Schwere? Oder als Ballungsort typisch schweizerischer -Tugenden-? Jedenfalls das Umfeld, das Folterkammer wie Pfläfers erst ermöglichte und auch heute noch anfällig für faschistische Tendenzen ist.

Jakob Robert Thierwal

LAUDATIO

für die Arbeit von Stefan Keller "Maria Theresia Wilhelm: Spurlos verschwunden" erschienen in der Wochenzeitung im Oktober 1989.

Die fünfteilige Folge trägt den Untertitel "Eine Familie-, Heimat- und Fürsorgeserie aus dem St. Galler Rheintal". Stefan Keller rekonstruiert nach aufwendigen Recherchen sorgfältig und zugleich packend präsentiert das Leben des Ulrich Gantenbein und seiner Frau in zweiter Ehe, Maria Theresia Meister. Er, Bergbauer im Sandbühl ob Grabs, Wilderer, dann Wildhüter und darauf wieder Wilddieb, der - bald mild, bald jähjornig - im Volksmund als moderner Wilhelm Tell kursiert. Sie eine Vorarlbergerin, für Männeraugen ein stattliches Weib, uneheliches Kind einer Arbeiterin, der Vater, den sie nie sah, venezianischer Stukkaeur, selber Mutter von sieben Kindern, die ihr entzogen werden und die ihre Jugend als Verdingkinder verbringen. Er, der Sandbühler, beinahe sieben Jahre in Strafanstalten und psychiatrischen Kliniken; sie, die angeblich manns-tolle, über zwölf Jahre in der Obhut von Klinik-Psychiatern, darunter Dr. Wirth, der 1949 nach Enthüllungen des "Beobachter" als Chefarzt von Pfäfers abgesetzt wurde. Das gibt mit Elektroschocks, Deckelbad und Leukotomie Stoff genug auch für die im Untertitel versprochene Fürsorgeserie. Der Umgang verschiedener Behörden mit den zwei unangepassten Menschen, die sich mit ihrem kleinbürgerlichen menschlichen Umfeld schwer taten, schliesslich rundet den Report zur düsteren Heilsatserie. Man erschrickt über die Geschehnisse, die sich da rund um die Jahrhundertmitte im St. Gallischen abgespielt haben, dass Ähnliches heute nicht mehr möglich wäre.

Walter Stutzer

DER ZÜRCHER JOURNALISTENPREIS 1990

wird

FRAU HEDI WYSS

für ihren Artikel

EIN GRÜNES NETZ IN NEW YORK CITY

erschienen in der NZZ-Wochenendbeilage vom 12./13.8.89

verliehen.

Zürich, 11. Mai 1990

DIE JURY

Werner Weber

(Prof. Dr. Werner Weber)

Peter Frey

(Dr. Peter Frey)

Adolf Maschg

(Prof. Dr. Adolf Maschg)

Walter Stutzer

(Dr. Walter Stutzer)

Margit Weinberg-Staber

(Margit Weinberg-Staber)

Ergebnisse von Anstrengungen, die jedes Jahr zum Monat im Nachhinein im Anfall kommen kann, was mit dem Monatslohn und mit den neuereinstellenden Mitarbeitern keine Maßnahmen ergreift und von ihnen ab.

Die Green Gardens haben Anfang der letzten Jahre ein freiesbühnen Theater gegründet, um die Öffentlichkeit zu informieren und zu unterhalten. Inzwischen haben sie ein eigenes Gebäude, haben ein vollwertiges Theater und ein eigenes Ensemble. Die Green Gardens sind ein Beispiel für die Art und Weise, wie die Leute in der Stadt leben können. Von Anfang an ging es um die Green Gardens aber nicht nur um große Demonstrationen, um Shows im Freien oder in der Stadt, sondern auch um die Arbeit der Leute in der Stadt. Die Green Gardens sind ein Beispiel für die Art und Weise, wie die Leute in der Stadt leben können. Von Anfang an ging es um die Green Gardens aber nicht nur um große Demonstrationen, um Shows im Freien oder in der Stadt, sondern auch um die Arbeit der Leute in der Stadt.

Die Green Gardens machen jedes Jahr eine Aktion zum Festhalten von Christbaum. Sie werden gezeichnet und verkauft und es macht niemandem aus, wenn sie nicht verkauft werden, sondern sie werden in der Stadt verteilt. Die Green Gardens sind ein Beispiel für die Art und Weise, wie die Leute in der Stadt leben können. Von Anfang an ging es um die Green Gardens aber nicht nur um große Demonstrationen, um Shows im Freien oder in der Stadt, sondern auch um die Arbeit der Leute in der Stadt.

„Green Gardens“ sind die besten der neuen Aktionen der Green Gardens. Es hat ein festes Ziel, einen kleinen Garten hinter dem eigenen Haus zu entwickeln. Und hier ist die Green Gardens ein gutes Beispiel für die Art und Weise, wie die Leute in der Stadt leben können. Von Anfang an ging es um die Green Gardens aber nicht nur um große Demonstrationen, um Shows im Freien oder in der Stadt, sondern auch um die Arbeit der Leute in der Stadt.

Wie die Green Gardens sich gegen die zunehmende Verschmutzung in der Stadt wehren, zeigt die Stadtverwaltung. Sie hat ein festes Ziel, einen kleinen Garten hinter dem eigenen Haus zu entwickeln. Und hier ist die Green Gardens ein gutes Beispiel für die Art und Weise, wie die Leute in der Stadt leben können. Von Anfang an ging es um die Green Gardens aber nicht nur um große Demonstrationen, um Shows im Freien oder in der Stadt, sondern auch um die Arbeit der Leute in der Stadt.



Road and trees in the Bronx, New York

und bringt in der Bronx, in Harlem oder in der Lower East Side, insbesondere in den verschiedenen Gegenden wie dem West Village oder in der Upper West Side. Aber die Stadt verwandelt sich auf einmal in ein Garten. Und hier ist die Green Gardens ein gutes Beispiel für die Art und Weise, wie die Leute in der Stadt leben können. Von Anfang an ging es um die Green Gardens aber nicht nur um große Demonstrationen, um Shows im Freien oder in der Stadt, sondern auch um die Arbeit der Leute in der Stadt.

Die Green Gardens haben in der Bronx, in Harlem oder in der Lower East Side, insbesondere in den verschiedenen Gegenden wie dem West Village oder in der Upper West Side, ein festes Ziel, einen kleinen Garten hinter dem eigenen Haus zu entwickeln. Und hier ist die Green Gardens ein gutes Beispiel für die Art und Weise, wie die Leute in der Stadt leben können. Von Anfang an ging es um die Green Gardens aber nicht nur um große Demonstrationen, um Shows im Freien oder in der Stadt, sondern auch um die Arbeit der Leute in der Stadt.

Durch die City, von oben in Manhattan, wo die Stadtverwaltung ein festes Ziel, einen kleinen Garten hinter dem eigenen Haus zu entwickeln. Und hier ist die Green Gardens ein gutes Beispiel für die Art und Weise, wie die Leute in der Stadt leben können. Von Anfang an ging es um die Green Gardens aber nicht nur um große Demonstrationen, um Shows im Freien oder in der Stadt, sondern auch um die Arbeit der Leute in der Stadt.



In the Bronx, New York



The Bronx, New York



Street scene in the Bronx, New York



A woman standing in a garden area in the Bronx, New York

Die Green Gardens sind ein Beispiel für die Art und Weise, wie die Leute in der Stadt leben können. Von Anfang an ging es um die Green Gardens aber nicht nur um große Demonstrationen, um Shows im Freien oder in der Stadt, sondern auch um die Arbeit der Leute in der Stadt.

Die Green Gardens sind ein Beispiel für die Art und Weise, wie die Leute in der Stadt leben können. Von Anfang an ging es um die Green Gardens aber nicht nur um große Demonstrationen, um Shows im Freien oder in der Stadt, sondern auch um die Arbeit der Leute in der Stadt.

Die Green Gardens sind ein Beispiel für die Art und Weise, wie die Leute in der Stadt leben können. Von Anfang an ging es um die Green Gardens aber nicht nur um große Demonstrationen, um Shows im Freien oder in der Stadt, sondern auch um die Arbeit der Leute in der Stadt.

L A U D A T I O

für die Arbeit von Hedi Wyss "Ein grünes Netz in New York City" erschienen in der Neuen Zürcher Zeitung, Wochenendbeilage, vom 12./13. August 1989.

Hedi Wyss beschreibt, wie die "Green Guerillas" eine sanfte Gegenwelt von Gärten und Gärtchen auf Abbruchgrundstücken in New York City geschaffen haben. Eine Art Schrebergärten auf Zeit, die kommen und gehen mit ihren Blumen, Pflanzen, Gemüsebeeten, Vögeln und Insekten, zieht sich von der Bowery bis zur Public Library und Spanish Harlem. Die Autorin beschreibt, was sie sieht, allerdings abgestützt auf ein solide erarbeitetes Hintergrundwissen, und sie spiegelt in diesem "grünen Netz" die ethnische und soziale Beschaffenheit der unsentimental agierenden Metropole mit ihren Nischen der Menschlichkeit. Ihre Schilderung enthält auch unterschwellig die Botschaft, dass Ähnliches auch andernorts möglich sein müsste, würde man schöne Worte über Bürgersinn in machbare Taten umsetzen. Die Jury liess sich von der Zusammenschau eines Phänomens und der fein unterscheidenden Wahrnehmungsschärfe im Detail überzeugen. Der Text von Hedi Wyss ist Beispiel für eine engagierte Reportage, die Folgerungen für den Leser offenhält. Der aus vielen Facetten gewobene Stoff ist spannend zu einem Ganzen geordnet und zeigt kontrollierte sprachliche Fantasie.

Margit Weinberg-Staber

DER ZÜRCHER JOURNALISTENPREIS 1990

wird

HANSPETER BUNDI

für seinen Artikel

ZUM BEISPIEL GEMJAGD

erschienen in der NZZ-Wochenendbeilage vom 25./26.11.89

verliehen.

Zürich, 11. Mai 1990

DIE JURY

Werner Weber

(Prof. Dr. Werner Weber)

Peter Frey

(Dr. Peter Frey)

Adolf Muschg

(Prof. Dr. Adolf Muschg)

Walter Stutzer

(Dr. Walter Stutzer)

Margit Weinberg-Staber

(Margit Weinberg-Staber)

LAUDATIO

für die Arbeit von Hanspeter Bundi "Zum Beispiel Gamsjagd" erschienen in der Neuen Zürcher Zeitung, Wochenendbeilage, vom 25./26. November 1989.

"Zum Beispiel Gamsjagd", ein Bericht von Hanspeter Bundi mit Bildern von Alessandro della Valle, am 25. November 89 erschienen in der Beilage "Wochenende" der Neuen Zürcher Zeitung. - Da steht nicht einfach "Gamsjagd", sondern Gamsjagd wird als Beispiel genommen. Als Beispiel wofür? Die Frage scheint ungeschickt; der Titel sagt es doch. Aber gerade das gehört zur Eigenart dieses Berichtes. Er nennt einfach das Einfache, nichts mehr, nichts weniger, und da wird ohne viel Aufhebens das vordergründig Einfache etwas Vielfaches. Dafür tut sich der Berichterstatter nicht eigens hervor; er ist ruhig hinter der Sache, so inständig, dass die Sache für sich selber zu sprechen beginnt.

Es geht um Jagd, um die Jäger, um den Jäger. Dieser eine Jäger im Gelände, unterwegs zur Begegnung mit dem Wild, macht das Gelände zu einer sinnlich nahen Tagesstrecke. Im Suchen, Entdecken, im Zielen und Erlegen werden die Sinne betrefibar, wie sie es sonst nicht sind. Lichtflecken, Moos- und Flechtenfarbe; Geruch des nassen Grasses, Blutgeruch; Wasserlauf und Steingeröll; Kühle, Wärme und Schweiss - nichts Spektakuläres, aber alles wird stark.

Dem entspricht der Charakter des Textes. Er ist nicht aufgeschmückt, weder im Wort noch im Satzlaut; er hat Anflüge von Addition: eins zum andern, Schritt für Schritt. Und in dieser Einfachheit des Redens ist Pathos versteckt, erzeugt durch die andere Jagd, die nicht beredet wird, die aber in diesem Gamsjagd-Bericht mitgedacht ist: die Jagd nach dem Einzigem - das sich entzieht und auf das man doch zielt, immer in der Hoffnung: Das nächste Mal!

Den Entscheid der Jury zu verdeutlichen, kann der Begriff "Jägerlatein" helfen. "Jägerlatein" heisse (so Grimm) die Jägersprache mit Rücksicht auf ihre vielen besonderen Ausdrücke, die sie dem Nichtjäger schwer verständlich machen. Solche Spezialrede gibt es bei Hanspeter Bundi nicht. Seiner Tatsachen-Sinnlichkeit, eindrücklich unterstützt durch die Bilder von Alessandro della Valle, genügt der Stil des reinlichen Benennens, das lehrend schön ist.

S P E N D E R L I S T E

AG für Public Relations APR, Zürich
Bank Leu AG, Zürich
Beobachter-Verlag, Glattbrugg
Coca-Cola AG, Zürich
Das Beste aus Reader's Digest AG, Zürich
Denner AG, Zürich
Elektrowirtschaft, Zürich
Ems-Chemie, Domat-Ems
Dr. Rudolf Farner PR-Agentur, Zürich
Jean-Frey-Gruppe, Zürich
Margitay & Partner, Zollikon
Mayek Engineering AG, Zürich
IBM (Schweiz), Zürich
Industrie-Leasing, Zürich
Interdiscount, Jegenstorf
Jelmoli SA, Zürich
Jet Aviation, Zürich
Jubiläumstiftung Zürich/Vita/Alpina, Zürich
Kernkraftwerk Goesgen-Däniken
Landis & Cyr Holding AG, Zug
Magazine zum Globus, Zürich
Nigros Genossenschafts-Bund, Zürich
Nixdorf Computer AG, Kloten
Oerlikon-Bührle Holding AG, Zürich
Omni-Holding, Zürich
Orell Füssli Graphische Betriebe, Zürich
Publicitas, Zürich
Marc Rich & Holding AG, Zug
Siemens-Albis, Zürich
Robert Spleiss AG, Zürich
Swissair, Zürich
Schindler Management AG, Ebikon
Schweiz. Aluminium AG, Zürich
Schweiz. Lebensversicherungs- und Rentenanstalt, Zürich
Klaus J. Stöhrer AG, Zürich
Tages-Anzeiger AG, Zürich
Tito Tettamanti, Castagnola
Trimedia PR AG, Zürich
Union Rückversicherungs-Gesellschaft, Zürich
Winterthur-Versicherungen, Winterthur
Adolf Wirz AG, Zürich
Zellweger Uster AG, Uster
Zürcher Kantonalbank, Zürich
Zürichsee-Medien AG, Stäfa

ADMINISTRATIVE ANGABEN

Adresse

Sekretariat Zürcher Journalistenpreis
Usseramtstrasse 2
8309 Breite/Nürensdorf
Telefon 01 / 836 53 71

zuständig: Frau Alice M. Lutz

Bankkonto

Schweizerische Bankgesellschaft
Bahnhofstrasse 45, 8001 Zürich

Konto Nr. DK 170.766 LfN
"Stiftung Zürcher Journalistenpreis"

Jury 1990

Prof. Dr. Werner Weber (Präsident)
Dr. Peter Frey
Prof. Dr. Adolf Muschg
Dr. Walter Stutzer
Margit Weinberg-Staber

Stiftungsrat

Gisela Blau (Präsidentin)
Dr. Klara Obermüller
Alice M. Lutz